This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

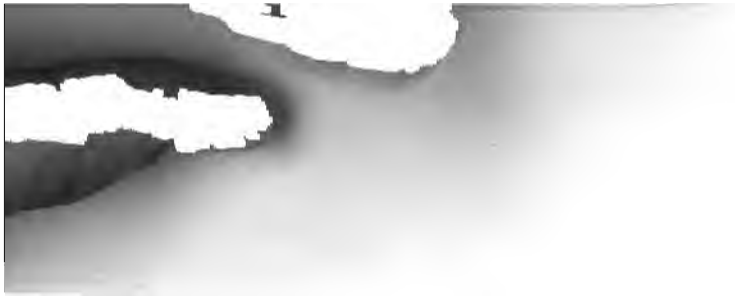
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06819805 4



Reineke Fuchs in Afrika.

Fabeln und Märchen der Eingebornen.

Nach

Originalhandschriften
der Grey'schen Bibliothek in der Kap-Stadt und
andern authentischen Quellen.

Von

Dr. W. H. J. Bleek,
Curator von Sir G. Grey's Bibliothek in der Kap-Stadt.

Weimar,
Hermann Böhlau.
1870.

REPAIR No. 5 6 6 '08

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
417402
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1908 L

Das Recht der Ueberſetzung bleibt vorbehalten.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorrede VII
Beschreibung eines hottentottischen Mattenhauses . . . XXXI

Erstes Buch.

Hottentottische Fabeln, Sagen und Märchen.

I. Schakal-Fabeln.

1a. Des Löwen Niederlage (Krönlein) 1
1b. Der überlistete Löwe (Sanderson) 2
2. Die Jagd des Löwen und des Schakals (Krönlein) . . 3
3. Des Löwen Antheil (Knudsen) 5
4. Die Schakalshochzeit (Krönlein) 7
5. Die Schlange (Krönlein) 8
6a. Dieselbe Fabel (Knudsen) 10
6b. Dieselbe Fabel (Shepstone) 10
7. Der Wolkenschmaus (Krönlein) 12
8. Der Fischdiebstahl (Alexander) 13
9. Wer war der Dieb? (Alexander) 15
10. Der kranke Löwe (Krönlein) 15
11. Die Buschtaube und der Reiher (Krönlein) 16
12. Der Hahn (Krönlein) 18
13. Der Leopard und der Widder (Alexander) 18

II. Schildkröten-Fabeln.

14. Der Elephant und die Schildkröte (Damara-Fabel, nach Rath) 21
15. Die Giraffe und die Schildkröte (Krönlein) 24
16. Die Schildkröten auf der Straußenjagd (Krönlein) . . 25

III. Pavian-Fabeln.

17. Des Pavians Urtheil (Krönlein) 26
18. Der Löwe und der Pavian (Krönlein) 29
19. Der Zebrahengst (Krönlein) 30
20. Das verlorene Kind. Erzählung (Alexander) 31
21. Der Pavian als Hirte. Erzählung (Alexander) . . . 33

Seite

IV. Löwen-Fabeln.

22. Der fliegende Löwe (Krönlein) 34
23. Der Löwe, der sich für weiser hielt, als seine Mutter (Krönlein) 35
24. Der Löwe in Frauengestalt (Krönlein) 37
25. Das Weib in Löwengestalt. Erzählung (Alexander) . . 44
26. Der Löwe und der Buschmann. Erzählung (Alexander) 45

V. Fabeln verschiedener Art.

27. Wie eine Nama-Frau die Elephanten überlistete (Krönlein) 47
28. Kupfer und Wetter, oder die böse Schwester (Krönlein) 50

VI. Sonne und Mond.

29. Warum hat der Schakal einen langen schwarzen Streifen auf dem Rücken? (Krönlein) 52
30. Die Sonne und das Pferd (Krönlein) 53
31. Der Ursprung des Todes (Krönlein) 54
32. Andere Ueberlieferung desselben Mythus (Knudsen) . . 55
33. Dritte Ueberlieferung desselben Mythus (Prieſtley) . . 55
34. Vierte Ueberlieferung desselben Mythus (Alexander) . 56
35. Was sich die Zulu's vom Ursprung des Todes erzählen (Bleek) 57

VII. Sagen.

36. Heitsi-Eibip (Knudsen) 59
37. Der Sieg des Heitsi-Eibip (Knudsen) 60
38. Dieselbe Sage (Krönlein) 61
39. Der Rosineneſſer (Krönlein) 62
40. Woher stammt der Unterschied in der Lebensweise der Hottentotten und der Buschmänner? (Knudsen) . . 64

VIII. Märchen.

[illegible]as Weisheitskrämerchen und der kundige Blinde (Krön[illegible]in) 66
[illegible]as geschenkt ist, bleibt geschenkt (Damara-Märchen, [illegible]nach Rath) 70

Seite

IX. Nachtrag. — Bantu-Fabeln.

43. Vom schlauen Hasen (Setschuana-Fabel, nach Casalis) 75
44. Warum hat der Felshase keinen Schwanz? (Zulu-Fabel, nach Callaway) 80

Zweites Buch.

Nordafrikanische Fabeln und Märchen.

I. Hyänen-Fabeln.

1. Warum hat die Hyäne ein buntes Fell? (Haussa-Fabel, nach Schön) 83
2. Für-Euch-Alle (Haussa-Fabel, nach Schön) 84
3. Die Hungersnoth (Bornu-Fabel, nach Kölle) 87
4. Der Schakal als Knecht (Haussa-Fabel, nach Schön) . 92
5. Bestrafter Undank (Woloffische Fabel, nach Boilat) . 94
6. Wider den Tod ist noch kein Kraut gewachsen (Woloffische Fabel, nach Boilat) 96

II. Wiesel-Fabeln.

7. Wie ist der Verstand in die Welt gekommen? (Bornu-Fabel, nach Kölle) 97
8. Der Freundschaftsbund des Wiesels und der Hyäne (Bornu-Fabel, nach Kölle) 99
9. Die Elephantenhaut (Bornu-Fabel, nach Kölle) . . . 101

III. Spinnen-Fabeln.

10. Der Däumling (Temne-Fabel, nach Schlenker) . . . 104
11. Wie die Buschziege das Fürchten lernt (Temne-Fabel, nach Schlenker) 108
12. Der bemooste Zauberstein, oder der überlistete Betrüger (Temne-Fabel, nach Schlenker) 114
13. Die Geister im Rattenloche, oder Vater und Sohn (Akra-Fabel, nach Zimmermann) 117

IV. Elephanten-Fabeln.

14. Wer kann am Meisten essen? (Bullom-Fabel, nach Nyländer) 122
15. Dieselbe Fabel (Temnesche Ueberlieferung, nach Schlenker) 123

Seite
16. Dieſelbe Fabel (Bornuſche Ueberlieferung, nach Kölle) . 125
17. Der Krieg der Thiere (Bornu-Fabel, nach Kölle) . . 126

V. Löwen-Fabeln.

18. Wer iſt ſtärker als der Löwe? (Bornu-Fabel, nach Kölle) 130
19. Der Löwenſchwanz (Hauſſa-Fabel, nach Schön) . . . 132
20. Treu bis zum Tode (Hauſſa-Fabel, nach Schön) . . 137

VI. Affen- und Haſen-Fabeln.

21. Vom menſchlichen Urſprung der Affen (Hauſſa-Fabel, nach Schön) 140
22. Wie du mir, ſo ich dir (Bullom-Fabel, nach Nyländer) 142
23. Haſe und Affe (Woloffiſche Fabel, nach Roger) . . . 143
24. Haſenliſt (Woloffiſche Fabel, nach Boilat) 144

VII. Fabeln verſchiedenen Inhalts.

25. Freuden des Stadtlebens (Temne-Fabel, nach Schlenker) 146
26. Henne und Katze (Bornu-Fabel, nach Kölle) 147
27. Der ſtolze Schmetterling (Woloffiſche Fabel, nach Boilat) 149
28. Der Storch und die Kröte (Bornu-Fabel, nach Kölle) . 150
29. Die Ratte und die Kröte (Bornu-Fabel, nach Kölle) . 151
30. Von den Schlangen (Bornu-Fabel, nach Kölle) . . . 153
31. Von den Inſekten und ihren Aemtern (Bornu-Fabel, nach Kölle) 156

VIII. Liebesgeſchichten.

32. Wer kann am Schnellſten nähen? (Bornuſche Erzählung, nach Kölle) 159
33. Wie Tamba des Königs Tochter heirathete (Temneſche Erzählung, nach Schlenker) 160
34. Von den vier Freiern (Hauſſaſche Erzählung, nach Schön) 165

IX. Märchen.

35. Die ungehorſame Tochter (Hauſſa-Märchen, nach Schön) 167
36. Der unverſtändige Knabe (Temne-Märchen, nach Schlenker) 169
37. Die Wahl des Handwerks (Bornu-Märchen, nach Kölle) 171
Sprache der Thiere (Bornu-Märchen, nach Kölle) 175
rieſter und der Heide (Bornu-Märchen, nach Kölle) 177

Vorrede.

Die Sammlung hottentottiſcher Fabeln verdankt ihre Entſtehung hauptſächlich Sir George Grey, der im Jahr 1861, als er noch Gouverneur der Kap-Colonie war, mich veranlaßte, an verſchiedene Miſſionare in Süd-Afrika zu ſchreiben und dieſelben zu bitten, was ſich von der Literatur der verſchiedenen Völker, unter denen ſie thätig waren, ſammeln ließ, ihm zuzuſenden. Als eine Frucht dieſes Rundſchreibens erhielt ich für Sir George Grey unter anderen aus Beerſeba im Groß-Namaqua-Lande von Herrn G. Krönlein, Miſſionar der Rheiniſchen Geſellſchaft, Handſchriften in hottentottiſcher Sprache mit deutſcher Ueberſetzung und mit einigen erklärenden Anmerkungen. Dieſe Sendung enthielt vierundzwanzig Stücke in Proſa, meiſtens Fabeln, jedoch auch einige Märchen und Sagen, ſowie zwölf Lieder, zweiundreißig Sprichwörter und zwölf Räthſel. Zu dieſen hottentottiſchen Stücken kam noch eine kleine Wörterſammlung nebſt Dialog in der /Nusa*)-Buſchmann-Sprache. Die Krönlein'ſche Handſchrift füllt gegen 65 enggeſchriebene Seiten, meiſt in 4° mit doppelten Spalten.

*) /Nusa bedeutet „dieſſeitig", was von dem Standpunkt des Nama-Hottentotten natürlich zur rechten Seite des Oranje-Fluſſes oder Gabiep ſagen will.

Freilich ist dies nicht das erste Mal, daß das Vorhandensein hottentottischer Fabeln uns bekannt geworden ist. Schon Sir James E. Alexander erwähnt derselben in seiner Reisebeschreibung (Expedition of Discovery into the Interior of Africa. London, 1838. 2 vols. 8°) und giebt auch etliche Fabeln, die wir in deutscher Uebersetzung in das vorliegende Werk aufgenommen haben. (Es sind dies die Fabeln 8, 9, 13 und 34, die letztere ist jedoch mehr Mythus als Fabel.) Doch konnte man noch keine Ahnung von dem Umfang und der Bedeutsamkeit dieses einheimischen Literaturschatzes haben, der durch mündliche Ueberlieferung festgehalten war, ehe Herr Krönlein denselben durch seine Sammlung ans Licht förderte. Die Thatsache, daß eine derartige literarische Befähigung sich unter einem Volksstamme findet, dessen geistige Fähigkeiten man sich gewöhnt hatte, als auf dem niedrigsten Standpunkte stehend zu betrachten, ist von erheblicher Wichtigkeit, und es ist schon an und für sich von großer Bedeutung, daß hier die literarische Thätigkeit (im Gegensatz zu dem allgemeinen Charakter einheimischer Literatur unter Neger-Völkern) fast dieselbe Richtung eingehalten hat, wie unsere eigene früheste Literatur.

Durch das Erscheinen dieser neuen Fundgrube literarischer Schätze, deren Existenz man bis dahin nicht geahnt hatte, werden mannichfache bedeutungsvolle und interessante Fragen, namentlich in Bezug auf die Originalität dieser Fabeln, angeregt. Es wird wohl noch lange Zeit hindurch streitig bleiben, ob sie in der That wirkliche Kinder der Wüste sind und als ächte, einheimische Literatur gelten dürfen, oder ob sie etwa von der überlegenen weißen Race entlehnt sind — oder ob sie endlich dem Antrieb ihre Entstehung verdanken, den die Berührung mit der letzteren dem Geiste der Eingeborenen gab. (Auf die letzte Art

erklärt sich ja die Erfindung des Tschiroki- und Vei-Alphabetes.) Die Lösung dieser Fragen mag vielleicht eben so eingehende Forschungen erheischen, als man darauf verwandt hat, das Räthsel in Betreff des Ursprungs der Ossianischen Gedichte zu lösen.

Was aber auch immerhin das Endresultat dieser Untersuchungen sein mag — ob es nun unsere Anschauung von der Ursprünglichkeit und dem Alter dieser Hottentotten-Fabeln bestätigen und in ihnen in Folge dessen das Gepräge der ältesten und ursprünglichsten literarischen Ueberbleibsel der alten Muttersprache der sexuellen Nationen zeigen wird — oder ob es sich ausweisen wird, daß diese Fabeln erst in neuerer Zeit unter den Hottentotten aus fremder Saat entsprossen sind: in beiden Fällen zeigt diese Neigung der Hottentotten, sich an dergleichen Fabeln zu ergötzen, und der Umstand, daß dieselben auf so dürrem Boden so schnell Wurzel fassen (mögen sie nun zuerst hier entstanden oder dahin verpflanzt sein), eine weit innigere Verwandtschaft zwischen dem Geist des Hottentotten und dem des Europäers, als wir zwischen dem letzteren und irgend einer der schwarzen Racen Afrika's finden.

Diese Aehnlichkeit in den geistigen Anlagen zweier Völkerstämme kann an und für sich wohl kaum als ein genügender Beweis gemeinsamen Ursprungs betrachtet werden. Falls aber noch andere Gründe vorhanden sind, die uns glauben machen, daß die in Rede stehenden Nationen, oder doch ihre Sprachen, gemeinsamen Ursprungs sind, so dürfen wir vielleicht eher annehmen, daß eine derartige Aehnlichkeit in ihrem literarischen Geschmack sich gleichfalls in ähnlicher Weise erklärt.

Schon seit der ersten Bekanntschaft der Europäer mit jenen Gegenden ist der gewaltige ethnologische Unterschied, der zwischen den Hottentotten und den schwarzen Völker-

stämmen Süd-Afrika's besteht, bemerkt und festgestellt worden, und gelegentlich aufgestellte isolirte Vermuthungen (wie z. B. in R. Moffat's „Missionary Labours and Scenes in South Africa", 1842, p. 6) haben bereits vor längerer Zeit auf einen nord-afrikanischen Ursprung der Hottentotten hingewiesen.

Dies Letztere ist übrigens erst in dem letztverflossenen Jahrzehnt als eine erwiesene und, wie ich glaube, für die meisten Beobachter anfänglich überraschende Thatsache festgestellt worden. Ich erinnere mich noch wohl, mit wie seltsamem Interesse ich Knudsen's Uebersetzung des Lucas-Evangeliums betrachtete, („Sir G. Grey's Library", Bd. I, Nr. 15) als es mir im April 1850 durch den damaligen Inspektor des Rheinischen Missionshauses, Herrn J. C. Wallmann zu dem Zweck übersandt wurde, festzustellen, ob die Sprache irgendwie mit denen der umwohnenden schwarzen Stämme verwandt sei, und ob deshalb eine bereits erworbene Bekanntschaft mit einem der Hottentotten-Dialekte einem Missionar es erleichtern würde, sich eine der Neger- oder Kaffern-Sprachen anzueignen*).

*) Ich lasse hier einen Auszug aus dem Briefe des Herrn Wallmann, d. d. 13. April 1850, Barmen, folgen, welcher die einzige Hülfe grammatischer oder lexikalischer Art war, die ich damals zum Studium dieser Nama-Uebersetzung des Lucas-Evangeliums benutzen konnte:

„Hierbei übersende ich Ihnen das Lucas-Evangelium im Namaqua, ... welches ich Ihnen aber nur auf vier Wochen leihen kann, indem ich es schon früher Jemand versprochen habe.

Erlauben es Ihre Arbeiten, so möchte ich Sie ersuchen, doch einmal einen kleinen Versuch anzustellen, ob das Namaqua durchaus nichts Verwandtes mit dem süd-afrikanischen Sprach- nm habe. Es ist mir zunächst an diesem negativen Urtheile s gelegen, und ich möchte darüber wohl in nächster Zeit das eil eines sprachgelehrten Mannes haben. Moffat will von

Indeſſen hatte ich damals nicht die leiſeſte Ahnung von den Reſultaten, zu denen mich die Kenntniß dieſer Sprachen leiten würde, und da ich damals eifrig mit dem

einem Syrer, der aus Aegypten kam, gehört haben, als er ihm etliche Proben vom Namaqua mittheilte, daß er, der Syrer, auf dem Markte von Kairo Sklaven geſehen habe, welche heller geweſen ſeien, als andere Afrikaner, und deren Sprache ähnlich geweſen wäre, wie die der Namaqua, und daß mehrere ältere Schriftſteller von einem Volk im Innern Afrika's redeten, welches den Hottentotten ſehr ähnlich ſei. Moffat ſelbſt ſcheint den Nachrichten keinen großen Werth beizulegen, indem er gleich auf Chineſen räth. Nach Mittheilungen, welche ich von unſerm Miſſionar Knudſen habe, ſcheint die Sprache ſehr ausgebildet zu ſein. Als pron. person. nennt er:

*Tita saaz *)yb sada sako *)yku*
ich du er wir ihr ſie

— gab aber, um die Modificationen zu bezeichnen, welche die pron. erleiden, je nach dem Geſchlecht und je nachdem man ſich (richtiger die angeredete Perſon) ein- oder ausſchließt, incl. oder excl., folgendes Beiſpiel:

„Wir ſind Capitaine"

(incl.) *Sake ke kauauke* (masc.)
(excl.) *Sike ke kauauke* (masc.)
(incl.) *Sase ke kautase* (fem.)
(excl.) *Sise ke kautase* (fem.)
(incl.) *Sada ke tana-khoida* (comm.)
(excl.) *Sida ke tana-khoida* (comm.)
(incl.) *Sakhom ke kauaukhoma* (dual. masc.)
(excl.) *Sikhom ke kauaukhoma* (dual. masc.)
(incl.) *Saam ke kautama* (dual. fem.)
(excl.) *Siim ke kautama* (dual. fem.)
(incl.) *Saam ke tana-khoima* (dual. comm.)
(excl.) *Siim ke tana-khoima* (dual. comm.)

Die zweite Perſon pluralis habe nur halb ſo viel Unterſchiede, und die dritte pluralis folgendermaßen:

*)*yku ke kauauga* (masc.)
*)*yte ke kautate* (fem.)
*)*yn te tana-khoima* (comm.)

Studium der Setschuana- und verwandter Sprachen beschäftigt, die mir für vergleichende Philologie von höchstem Interesse zu sein schienen, so widmete ich anfangs dem Studium dieses merkwürdigen Büchleins eine sehr mäßige Aufmerksamkeit. Ich bemerkte jedoch sehr bald eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den hottentottischen Geschlechtszeichen und denen der koptischen Sprache. Eine Zeit lang betrachtete ich dies indeß einfach als ein Spiel des Zufalls, wie aus einem Brief von mir über diesen Gegenstand ersichtlich ist, den Herr Wallmann im „Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft" 1850, Nr. 24 (wenn ich mich nicht in der Nummer irre) veröffentlicht hat.

Bald aber bildeten diese anfänglich zusammenhanglosen Thatsachen die Glieder einer Kette von Beweisen, die darauf hindeuteten, daß alle sexuellen Sprachen, die uns zur Zeit in Afrika, Asien und Europa bekannt waren, zu einer großen Familie gehören, deren ursprünglicher Typus uns im Allgemeinen am Besten in der Hottentotten-Sprache erhalten ist.

Schon Ende 1850 konnte ich demgemäß an Herrn Wallmann schreiben: „Diese Sprache (die hottentottische) ist mir im Augenblick die interessanteste. Die Thatsachen, von denen ich Ihnen schon einmal Bericht gab, haben sich nämlich mir jetzt so sehr gehäuft und bieten eine so stricte Analogie dar, daß für mich durchaus kein Zweifel mehr ist, daß nicht nur das Koptische, sondern auch das Semitische und alle andern Sprachen Afrika's (wie das Berberische, die Galla-Sprachen u. s. f.), bei welchen der

*) *ykha ke kauaukha* (dual. masc.)
*) *yra ke kautana* (dual. masc.)
*) *yra ke tana-khoima* (comm.)

Sie wollen sich also einmal den Namaqua-Lucas ansehen und mir darüber Ihr geneigtes Urtheil schreiben."

Unterſchied des männlichen und weiblichen Geſchlechts die ganze Grammatik durchdringt, eines Urſprungs ſind."

Die Reſultate dieſer Unterſuchungen wurden dann zum Theil in meiner Diſſertation „De nominum generibus linguarum Africae australis, Copticae, Semiticarum aliarumque sexualium", Bonn 1851, 8° („Sir G. Grey's Library", Bd. I, Nr. 1) veröffentlicht.

Damals war es mir noch nicht bekannt, was ich erſt kürzlich in Erfahrung gebracht habe, daß Dr. J. C. Adamſon gelegentlich einer Mittheilung von Beobachtungen, die er in Bezug auf die Analyſe der Sprachen, und zwar mit beſonderer Berückſichtigung der ſüd-afrikaniſchen Sprachen, der ſyriſch-ägyptiſchen Geſellſchaft machte, ſich folgendermaßen ausgedrückt hatte: „Die Geſchlechtsbezeichnungen im Namaqua und in der ägyptiſchen Sprache ſeien faſt identiſch und das Affix des weiblichen Geſchlechts könne als daſſelbe in allen dreien (Namaqua, Galla und Alt-Aegyptiſch) betrachtet werden." *)

Auf eine andere merkwürdige Uebereinſtimmung, die von einem anſcheinend unabhängigen Beobachter, J. R. Logan, Esq.,**) ausgeht, ward ich durch Sir G. Grey

*) Report of the Correspondence and Paper read at the General Meeting of the Syro-Egyptian Society, Session of 1851 and 1852. Read at the Anniversary Meeting, held April 20th. 1852, 8°, p. 6—8.

**) „Ethnology of the Indo-Pacific Islands". By J. R. Logan, Esq., Hon. Fellow of the Ethnological Society. Language, Part II, „The Races and Languages of S. E. Asia, considered in relation to those of the Indo-Pacific Islands", Chapter V, sections I to VI. [From the Journal of the Indian Archipelago and Eastern Asia, June and December 1853 to Decbr. 1854] Singapore: Printed by Jacob Baptist, 8°, p. 229—294, sec. 6. The Semitico-African Languages, viz.: — 1. General Characters, p. 229; — 2. Egyptian, p. 248; — 3. Hottentot, p. 248; — 4. Shemo-Hamitic, or Assyro-Berber, p. 259.

hingewieſen, der auch den engliſchen Namen „Sexdenoting Languages“ (d. h. geſchlechtsbezeichnende Sprachen) für die im Deutſchen als ſexuelle Sprachen bezeichneten anrieth.

Es iſt indeß überflüſſig, die hohen Verdienſte Sir G. Grey's um die Beförderung afrikaniſcher ſowohl, als auch auſtraliſcher und polyneſiſcher Philologie hervorzuheben.

Mit Recht haben manche (unter andern der gelehrte, jetzt verſtorbene Kap'ſche Richter E. R. Watermeyer) bemerkt, die natürlichen Neigungen der Thiere ſeien einander in allen Theilen der Welt ſo ähnlich, daß man von Fabeln, welche die Abſicht hätten, ſie zu ſchildern, gleichfalls erwarten müßte, daß dieſelben einander ſelbſt bis aufs Einzelne hin gleichen würden.

Wir dürfen aber wohl fragen, weshalb die Einbildungskraft der Kaffern, ſoweit wir wiſſen, durchaus nicht geneigt zu ſein ſcheint, dieſe Art erdichteter Erzählungen zu bilden, da ſie doch eine ſo fruchtbare, einheimiſche Literatur beſitzen, die mehr oder weniger hiſtoriſcher oder legendenhafter Natur iſt. Dieſer Gegenſatz zu dem Charakter der Hottentotten-Literatur ſcheint nicht zufällig, ſondern eine Folge des verſchiedenartigen Baues zu ſein, der die beiden Sprachclaſſen unterſcheidet, von denen die eine durch die Hottentotten-Dialekte, die andere durch die der Kaffern und verwandter Nationen vertreten iſt. In der erſteren (der Hottentotten-Sprache) wie in allen anderen wirklich ſexuellen Sprachen iſt die grammatiſche Eintheilung der Hauptwörter nach Geſchlechtern, die mit den in der Natur bemerkbaren Unterſchieden nicht ganz übereinſtimmt, in eine gewiſſe Beziehung zu den Geſchlechtsunterſchieden gebracht, und in dieſer Hinſicht ſcheint jener Geſchlechtsunterſchied ſich ſelbſt auf lebloſe Weſen zu erſtrecken. Dies ruft die Tendenz hervor, unperſönliche Gegenſtände zu

perſonificiren. Es liegt im Weſen dieſer Tendenz, den Geiſt darauf hinzuleiten, ſelbſt unvernünftigen Weſen Vernunft und andere menſchliche Attribute beizulegen. Dies iſt der wirkliche Urſprung beinahe aller der poetiſchen Gebilde, die wir *Fabeln* und *Mythen* nennen. Beide beruhen auf der Perſonificirung unperſönlicher Weſen, — wobei die erſteren den untergeordneten Thieren Sprache und Vernunft beilegen, während die letzteren menſchliche Thätigkeiten bei Erklärung himmliſcher oder ſonſt elementarer Erſcheinungen an Stelle ihrer wirklichen Urſachen ſetzen.

Mythologie iſt urſprünglich faſt immer eine bloße Redefigur oder eine poetiſche Erklärung, die durch die grammatiſche Form oder die etymologiſche Bedeutung ſolcher Wörter an die Hand gegeben wird, welche gewiſſe auffallende Naturerſcheinungen bezeichnen. Man darf wohl annehmen, daß Mythen auf der Anfangsſtufe ihrer Erzeugung ſtets nach ihrer wahren, urſprünglichen Bedeutung verſtanden wurden, und erſt, wenn im Laufe von Generationen ihr wirklicher Urſprung verdunkelt iſt und ſie nun zu verſteinerten Auswüchſen eines traditionellen Glaubens geworden ſind, dann läßt ihre anſcheinende Abgeſchmacktheit ſie auf den erſten Blick faſt unerklärbar erſcheinen, namentlich wenn ſie unter Nationen von ſonſt hoher Intelligenz gefunden werden.

Die anſpruchsloſeren Schweſtern der Mythen, die Thierfabeln, werden nicht ſo leicht in ihrem urſprünglichen Charakter verdunkelt, als die erſteren und haben in Folge deſſen ihre einfache Nutzbarkeit als Lehrerinnen der Moral allgemein bewahrt, und ob ſie gleich ſelbſt den Mythen, was das Datum ihrer erſten Entſtehung anbetrifft, den Rang abgelaufen haben mögen, ſo überleben ſie dieſelben dennoch als wirkliche geſunde Elemente der beſten, natio-

nalen Literaturen. Es ist aber damit nicht gesagt, daß Mythen nicht gleichfalls ihren eignen wohlthuenden Wirkungskreis bei der Erziehung der Menschheit hätten, da sie ja diese zu höheren, abstracten Ideen, ja selbst zu tieferen religiösen Gedanken leiteten.*) Aber gerade der Umstand, daß sie diese Kraft besaßen, einen weit tieferen Einfluß auf die Schicksale unsres Geschlechts auszuüben, machte es nothwendig, daß sie eine mehr vorübergehende Stelle in dem Civilisationsproceß der sexuellen Nationen einnehmen. Diese müssen eben ihre mythologischen Vorstellungen aufgeben, sobald sie durch dieselben zu höheren religiösen Anschauungen gelangt sind — während Fabeln, die niemals einen so hohen Rang unter den Elementen beanspruchen, die den Entwicklungsproceß unserer Gattung befördern, vielen Classen von Lesern in bestimmten Perioden ihrer geistigen Entwicklung stets willkommen bleiben werden.

Kinder sowohl, als auch Erwachsene, die schlichten Sinnes geblieben sind und deren Geschmack nicht durch das Gift überreizender Lectüre verdorben ist, werden sich stets an den artig ausgedrückten moralischen Lehren erfreuen, die sie durch eine jede gute Fabel erhalten; und der tiefer gehende Literaturfreund wird sich gleichfalls an diesen ersten unschuldigen Spielen der erwachenden menschlichen Phantasie ergötzen. Allen Solchen werden die hier gebotenen Hottentotten-Fabeln wohl nicht unwillkommen sein, sei es als ein frischer Schatz origineller Dichtungen, oder auch als alte Bekannte, die in der uns ungewohnten Tracht und fremden Scenerie ein neues Interesse für uns haben.

Um diese Hottentotten-Fabeln dem größeren Publicum

*) Diese Fragen sind in der Vorrede zu meiner Abhandlung „Ueber den Ursprung der Sprache" (Weimar, 1868) näher besprochen worden.

zugänglich zu machen, waren einige unbedeutende Auslassungen und Veränderungen nothwendig, ohne welche die Fabeln in europäischen Augen zu nackt erschienen wären, doch ist der Geist der Fabeln hierdurch nicht im Geringsten angetastet worden. Sonst ist die Uebersetzung durchaus getreu, obwohl nicht gerade buchstäblich.

Es würde selbstredend vermessen sein, wollte man annehmen, wir könnten hier einen vollgültigen Ausspruch über den Ursprung und die Abfassungszeit dieser Fabeln, wie über die vielen, damit in Verbindung stehenden Fragen thun.

Der moderne Ursprung einiger dieser Fabeln, wie z. B.: „Der Hahn" (Nr. 12), „Der Fischdiebstahl" (Nr. 8), „Das Urtheil des Pavians" (Nr. 17) und „Die Sonne und das Pferd" (Nr. 30), (sämmtlich im ersten Buche) leuchtet in die Augen; andere, wie z. B. „Die Schlange" (Nr. 5 und 6), weisen ohne Zweifel auf europäischen Ursprung hin. Andere hingegen machen starken Anspruch, nicht nur als ursprüngliche Erzeugnisse des Hottentotten-Geistes betrachtet zu werden, sondern auch als Stücke einer traditionellen einheimischen Literatur, die von höherem Alter ist, als der Zeitpunct der ersten europäischen Ansiedlungen in jenen Gegenden.

Für die Richtigkeit dieser Ansicht spricht auch die innige Verbindung in der unter den Hottentotten noch Mythen und Fabeln zu einander stehen. Man kann in der That kaum sagen, daß eine richtige Mythologie bereits unter ihnen bestehe, denn ihre „Mythen" (wie die vom Ursprung des Todes) sind im Grunde ebenso sehr Fabeln als Mythen. Man darf jedoch wohl sagen, daß sie den ersten Keimen entsprechen, aus denen jene prächtigen Mythologieen entsproßten, die die Herzen so vieler Millionen unter den

gebildetsten Völkern der Erde mit Gefühlen tiefster Verehrung durchdrungen haben.

Dieser höhere Flug der Einbildungskraft, den die sexuellen Völker besitzen (angeregt dazu durch die Personificirung unpersönlicher Gegenstände, als eine Folge des grammatischen Baues ihrer Sprachen) und seine hohe Bedeutung für sie wird noch in die Augen fallender, wenn wir ihre Literatur mit der der Kaffern und anderer schwarzen Stämme Süd-Afrika's vergleichen.

Da der grammatische Bau der Kaffern- und Neger-Sprachen nicht an und für sich Personificirung an die Hand giebt, so versteht es sich beinahe von selbst, daß wir unter diesen Nationen weder Mythen noch Fabeln finden. Ihre literarischen Bestrebungen sind im Allgemeinen darauf beschränkt, menschliche Thaten in mehr oder minder historischer Weise zu erzählen — daher rühren die vielen Märchen, sowie Stücke einer sagenhaften Geschichte dieser Stämme und Nationen. Andererseits giebt die Verehrung, die sie ihren Ahnen widmen, und ihr Glaube an übernatürliche Kräfte Veranlassung zu schauerlichen Gespenstergeschichten und Zaubermärchen, die aufregend genug wirken würden, wären sie nicht meistens in einer so langgedehnten prosaischen Weise erzählt, daß die beste Erzählung ihr Interesse verliert.

Für vergleichende Philologie, sowie für einen Jeden, der Interesse daran nimmt, das Weben des menschlichen Geistes in seinen Anfangsstadien zu beobachten, werden diese Proben einheimischer Kaffern- und Neger-Literatur gleichfalls ihr besonderes Interesse haben. Darum wollen die Hoffnung festhalten, daß Zeit und Umstände es bald erlauben mögen, auch die anderen Stücke der tur der Eingeborenen Süd-Afrika's zu veröffentlichen,

welche in Handschriften bereits in der Grey'schen Bibliothek vorhanden sind.

Unter diesen sind als neue Beiträge namentlich dreiundzwanzig Erzählungen in der o Tyi-hereró oder Damara-Sprache zu erwähnen, die von Eingeborenen selbst niedergeschrieben und von Herrn J. Rath (Rheinischem Missionar, früher im Damara-Lande, gegenwärtig in Sarepta, Kuil's River) copirt und mit einer deutschen Uebersetzung begleitet sind.*)

---

*) Diese Rath'sche Handschrift besteht aus 61 Seiten, gr. Folio, mit doppelten Spalten und enthält folgende Stücke:

1. Die Gespenster als Liebhaber. S. 1—2.
2. Die Löwen als Gatten. S. 2—5.
3. Treue einer liebenden Mutter. S. 5—6.
4. Das Mädchen, das dem Vogel ihres Vaters nachjagte. S. 6—12.
5. Das hübsche Mädchen. S. 12—15.
6. Die kleine Buschmanns-Frau. S. 17—18.
7. Bestrafter Betrug. S. 19—21.
8. Das Gespenst, welches sich in seines Sohnes Frau verliebte. S. 22—23.
9. Der Wahnsinnige. S. 23.
10. Die Flucht der Mädchen vor den Berg-Damaras. S. 24—26.
11. Der Elephant und die Schildkröte. S. 27—29.
12. Die beiden Frauen. S. 29—33.
13. Der Löwe, der verschiedene Gestalten annahm. S. 34—35.
14. Das kleine Mädchen, das von ihren bösen Gespielinnen im Brunnen gelassen wurde. S. 35—38.
15. Was geschenkt ist, bleibt geschenkt. (Ein Mittel, Jemanden einzuschläfern). S. 39—43.
16. Rutanga. S. 44.
17. Der Geist des Mannes, der von seinem Vater verflucht und in Folge dessen durch ein Rhinoceros getödtet wurde. S. 45—47.
18. Prüfungen des Hambeka, eines von den Todten auferstandenen Geistes. S. 47—50.

Unter dieſen Stücken ſind ſieben Geſpenſtergeſchichten, vier Erzählungen von der Verwandlung von Menſchen oder Thieren, elf andere Märchen, eine Sage und eine Fabel. Dieſe letztere (Nr. 11, S. 27—29) iſt vermuthlich von Hottentotten-Urſprung, deshalb habe ich es für das Beſte gehalten, ihr eine Stelle in dieſer Sammlung (Nr. 14 des erſten Buchs) zu geben, woſelbſt ſie derjenigen Hottentotten-Fabel vorangeht, mit der ihr Schluß eine ſo ſchlagende Aehnlichkeit hat. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Anfang dieſer Hottentotten-Fabel („Von der Giraffe und der Schildkröte") verloren gegangen iſt. Vielleicht hat er Aehnlichkeit mit dem Anfang der entſprechenden Damara-Fabel gehabt. Uebrigens iſt die Hottentotten-Fabel, ſoweit ſie geht, augenſcheinlich urſprünglicher, als der o Tyi-hereró-Text. Als eine Probe der o Tyi-hereró-Märchen habe ich Rath's fünfzehntes Stück, die Erzählung „Was geſchenkt iſt, bleibt geſchenkt" im erſten Buch, Nr. 42, gegeben.

Ich habe gleichfalls die Zulu-Sage „Vom Urſprung des Todes" beigefügt, die in der Miſchung von Fabel und Mythe und ſelbſt in verſchiedenen Einzelheiten der Abfaſſung eine große Analogie mit der hottentottiſchen Behandlung deſſelben Thema's zeigt, von dem ich im Stande bin, hier vier verſchiedene Darſtellungen zu geben.

Ebenſo habe ich bei ein Paar anderen Fabeln der

---

19. Das kleine Mädchen, das von einem Inſect geplagt wurde. S. 51.
20. Rutanga (daſſelbe wie Nr. 16). S. 52.
21. Eheliche Liebe nach dem Tode. S. 53.
22. Der böſe Katjungu und der gute Kahavundye. S. 54—57.
23. Die Frau, die ihrem Gatten nachging. S. 57—59.
24. Das kleine Mädchen, das von dem Berg-Damara gemordet wurde. S. 59—61.

Krönlein'schen Handschrift eine andere Version aus einem der beiden wichtigen deutschen Manuscripte entnommen, die durch Herrn Knudsen, dessen Tod wir inzwischen zu beklagen gehabt haben, auf Sir G. Grey's Wunsch niedergeschrieben worden sind.*) Dieselbe Handschrift liefert uns gleichfalls eine Sage (Nr. 40, „Woher stammt der Unterschied in der Lebensweise der Hottentotten und der Buschmänner?"), welche wir in der Hottentotten-Sprache selbst noch nicht besitzen.

Um die uns zu Gebote stehende Sammlung Nama-Hottentottischer Literatur noch mehr zu vervollständigen, habe ich drei Fabeln und vier Erzählungen aus Sir James

*) Der Titel von Herrn Knudsen's Manuscript (dem ersten) ist: „Süd-Afrika. Das Hottentotten-Volk. Notizen. H. C. Knudsen", 4°, 12 Seiten. Folgendes ist der Inhalt: Buschmann-Land, S. 3; die verschiedenen Arten Regen, S. 3; Bethanien (in Groß-Namaqua-Land), S. 3; die Damara's, S. 4; Grasfeld, S. 4; Krankheiten, S. 4—5; Vogelnester, S. 5; Heirath und Hochzeitsfest unter den Namaqua's, S. 5; Aehnlichkeit mit den Israeliten im Zählen, Essen, Trinken, Sprache, Gebet und Weise die Verwandtschaft zu berechnen, S. 6; Heitsi-Eibip oder Kabip, S. 7; Entstehung der Lebensweise der Namaqua's und Buschmänner, S. 7—8; Volljährigkeit unter den Hottentotten, S. 8; Namen von Hottentotten-Stämmen und deren muthmaßliche Erklärung, S. 8—9; Sind die Hottentotten ägyptischen oder phönizischen Ursprungs? S. 9; Sind die Hottentotten jüdischen oder moabitischen Ursprungs? S. 9—10; Nachtrag S. 11—12.

Herrn Knudsen's zweite Handschrift hat folgenden Titel: „Stoff zu einer Grammatik in der Namaqua-Sprache. H. C. Knudsen", 4°, 29 Seiten. — Nach etlichen, allgemein gehaltenen, einleitenden Bemerkungen und einer kurzen Erklärung des hottentottischen Alphabets handelt Herr Knudsen von den verschiedenen Sprachtheilen: I. Das Substantiv, S. 3—4. II. Das Adjectiv, S. 4—5. III. Das Pronomen, S. 5—10. IV. Die Zahlwörter, S. 11. V. Das Verbum, S. 12—24. Fragesätze, S. 25—26, und endlich Schlußanmerkungen, S. 26—29.

C. Alexander's oben erwähnter „Expedition of Discovery into the Interior of Africa" entnommen und in treuer Ueberſetzung hier eingereiht.

Die „Preis- und Lobgeſänge", die in dem vorliegenden Bande als Motto's zu etlichen Fabeln gegeben ſind, hat man gleichfalls nur als Proben hottentottiſcher Dichtkunſt zu betrachten. Dieſelben dürften wohl nur für wenige Leſer Intereſſe darbieten, zum Mindeſten nicht in der Form, in welcher ſie hier erſcheinen, obſchon ein Longfellow vielleicht im Stande ſein möchte, einige von ihnen in anziehenderer Form wiederzugeben.

Ebenſo könnte das in dieſen Hottentotten-Fabeln enthaltene Material in ähnlicher Weiſe wie Göthe's „Reinecke Fuchs" verarbeitet werden — und hierdurch möchten wir wohl ein epiſches Gedicht erhalten, das allerdings keinen ſo hohen Rang einnehmen würde, wie die erwähnte Dichtung, das aber dennoch, was den Inhalt betrifft, dem allgemeinen Geſchmack mehr zuſagen möchte, als z. B. Longfellow's „Hiawatha".

Die obige Vorrede iſt größtentheils eine Ueberſetzung der engliſchen, die meinem „Reynard the Fox in South Africa; or, Hottentot Fables and Tales" (London 1864) vorausgeſchickt war. Das hier dem Publikum dargebotene deutſche Werk enthielt nun außer den hottentottiſchen auch eine bedeutende Anzahl von ſolchen Fabeln, deren Originaltexte ſich in Sprachen Nord-Afrika's finden, namentlich in der Hauſſa-, Bornu-, Wolof-, Akra-, Mine- und Bullom-Sprache. Von dieſen gehört nur

die Hauſſa-Sprache*) zu derſelben Familie wie das Hottentottiſche, die andern ſind aber nicht ſexuell, daher erklärt ſich der Beſitz von Fabeln unter den ſie ſprechenden Völkern allerdings nicht aus dem Charakter ihrer Sprachen. Freilich iſt es nicht unmöglich, daß der abgeſchliffene Zuſtand der Bornu-Sprache**) von einer Sprachform abſtammt, in der das Geſchlecht ähnlich wie in unſeren Sprachen unterſchieden wurde. Aber die anderen obengenannten nord-afrikaniſchen Sprachen geſtatten eine ſolche Hypotheſe, betreffend ihres Urſprunges nicht. Denn die woloffiſche (in Senegambien geſprochen) und die Akra-Sprache (in einem Theile der Goldküſte zu Hauſe) gehören unverkennbar zu der Gor-Familie, das Temne und Bullom (beide in Sierra Leone) zu der Bântu-Familie, und dieſe beiden Sprachfamilien ſind Glieder der Claſſe der Präfix-Pronominalſprachen, unter denen die Beziehung des Claſſenunterſchiedes auf den natürlichen Geſchlechtsunterſchied (wie wir ihn bei den Suffix-Pronominalſprachen antreffen) ſich nicht findet. Die Bullom- und Temne-Sprache namentlich als Glieder derſelben Sprachfamilie, zu der auch das Kafiriſche, die Setſchuana, das o Tyi-hereró oder die Damara-Sprache und andere Neger-Sprachen Süd-Afrika's gehören, würden an und für ſich für die Fabelbildung wenig mehr Anlaß geben als dieſe Sprachen. Dabei iſt aber in Betracht zu ziehen, daß die Völker und Sprachen im Norden des Aequators, die nicht zum ſexuellen Stamm gehören, doch in gar anderer und viel eingreifenderer Weiſe unter dem Einfluß des Gedankenganges ſexueller Sprachen ſtehen, als dies mit den nicht ſexuellen Völkern und Sprachen

*) Siehe Sir G. Grey's Library, Vol. I, Part II, p. 239.
**) Sir G. Grey's Library, Vol. I, Part II, p. 247.

Süd-Afrika's der Fall ist. Denn in Nord-Afrika drückt eine Menge von Sprachen sexuellen Namens, mit den semitischen Sprachen näher oder entfernter verwandt, und mehr oder weniger auf einer höheren Bildungsstufe stehend, auf die Völkerstämme verschiedener Abkunft, nicht zu gedenken des mohammedanischen Einflusses und selbst der christlich-europäischen Beziehungen, wodurch die meisten west-afrikanischen Völkerstämme schon seit Jahrhunderten wenigstens einigermaßen afficirt worden sind. In Süd-Afrika hingegen ist die einzige einheimische Nation, die eine sexuelle Sprache spricht, die hottentottische, zu unbedeutend und zu weit in der Kultur zurück, um auf ihre Nachbarn einen bedeutenden Einfluß auszuüben. Doch haben wir schon oben gesehen, daß wenigstens die einzige Damara-Fabel, die uns bis jetzt bekannt geworden ist, anscheinend hottentottischer Abkunft ist. Unter den Kaffern haben die Nachforschungen des Bischofs Cotterill (von Grahamstown) bisher erst eine Fabel entdecken können, nämlich die vom Zaunkönig. — Von Natal ist uns eine ganz kleine Fabel zugekommen, die eigentlich nur die Erklärung eines Sprichworts ist.*) — Die Betschuanen (eine die Kaffern an ursprünglicher, einheimischer Civilisation bei Weitem überragende Nation) sollen eine größere Anzahl von Fabeln besitzen, von denen auch einige von dem Missionar T. Arbousset, zusammen mit Uebersetzungen europäischer Fabeln, in seiner „Choix de Fables et Proverbs, publié en Sessouto" (Ville du Cap. 1847, Nr. 258 von Sir George Grey's Library, Vol. I.) herausgegeben

*) Die inzwischen in Callaway's Märchensammlung (Nursery Tales, Traditions, and Histories of the Zulus, Vol. I, Natal and London 1868) publicirten Fabeln sind auch zu unbedeutend, als daß auf sie hin man den Natalschen Kaffern oder Zulus eine Neigung zum Fabelerzählen zuschreiben könnte.

worden sind. Leider kann ich dem Leser hier nur eine Sessuto-Fabel darbieten, die ich Casalis nacherzähle.*)

Von Madagaskar würde ich etwa ein Dutzend liefern können, wenn uns eine Uebersetzung der von Eingeborenen im Malagassischen veröffentlichten Angano (Nr. 723 von Sir George Grey's Library, Vol. I.) zu Gebote stände. Zwar hat mir Revd. W. C. Cousins die zwei ersten dieser Fabeln (der Wolf und das Lamm, die Frösche, die sich nach einem Herrscher umsehen) freundlichst übersetzt, aber diese stimmen so sehr mit weltbekannten europäischen überein, daß mir ihre Mittheilung hier nicht am Ort zu sein schien.

Der Zweck dieses Buches gestattet es auch nicht, von den Märchen, Sagen und Erzählungen der afrikanischen Völkerschaften mehr als ein paar Proben mitzutheilen. Sonst würde hier gerade eine besonders reiche Ausbeute ergeben, da ja der Geist der meisten dieser Nationen auf diesem Gebiete höchst thätig gewesen ist. Manche solcher Märchen scheinen übrigens Gemeingut vieler Völkerschaften, ja manchmal vielleicht von ganz Afrika zu sein. So finden wir die Damara-Fabel „Was geschenkt ist, bleibt geschenkt" (Nr. 42) nicht nur bei anderen süd-afrikanischen Völkern, wie bei den Zulu's (Uthlakanyana, Callaway a. a. O. I, 37—40), sondern auch in Nord-Afrika in dem Temne-Märchen vom

*) Eine Sessuto-Fabel, die ich dieser Sammlung nicht einverleibt habe, ist von Christian Schrumpf in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Band 16, S. 471—474, veröffentlicht worden. In gleicher Weise habe ich auch eine Zulu-Fabel, die vom Bischof von Natal in einem seiner Lesebücher gegeben ist, der Uebersetzung nicht werth gehalten. Im Allgemeinen ist, was sich von Fabeln unter den süd-afrikanischen Bantu-Stämmen gefunden hat, zu unbedeutend, um besondere Rücksicht zu verdienen.

„Unverſtändigen Knaben“ (Nr. 36) und ſelbſt auf Madagaskar wieder. Da das malagaſſiſche Märchen merkwürdiger Weiſe mit dem otyihererósſchen Berührungspunkte darbietet, ſo gebe ich hier eine Ueberſetzung deſſelben. Der malagaſſiſche Originaltext befindet ſich nebſt einer engliſchen Ueberſetzung in den werthvollen malagaſſiſchen Handſchriften, die der Herr James Cameron der Sir G. Grey'ſchen Bibliothek zugeſtellt hat.

Ikotofetſy ging einſt in den Wald und holte ſich etwas Laingo,*) das er in eine Schüſſel that, die Rafotſibè (der großen ſchönen Dame) zugehörte. Er ging dann weg, und erſt nach einiger Zeit kam er wieder in's Haus der Rafotſibè, und frug: „Wo iſt mein Laingo?“ Rafotſibè geſtand, ſie habe es gebraucht. Ikotofetſy ſagte dann:

„Nie kann ich zugeben, daß Du mein Laingo gebrauchſt,
Aus dem Walde brachte ich mir das Laingo,
Und nun iſt das Laingo von Rafotſibè verbraucht,
Dabei kann ich's nicht bewenden laſſen.“

Rafotſibé antwortete: „Wenn Du's nicht dabei bewenden laſſen kannſt, ſo will ich Dir eine kleine Nähnadel ſtatt des Laingo geben“. Und ſie that ſo.

Ikotofetſy nahm die Nadel, und ging zu einem Fiſchfänger. Der frug ihn, ob er ſeine Nadel gegen einen kleinen Fiſch austauſchen wolle; Ikotofetſy antwortete: „Am Ende gibſt Du mir ihn (den Fiſch) gar nicht?“ Der Fiſchfänger ſagte: „Ich will ihn geben“, und er gab ihm den Fiſch.

Ikotofetſy nahm den Fiſch und kam mit ihm zu Waldbewohnern, mit denen er den Fiſch gegen ein Beil vertauſchte. Dann kam er zu Todtengräbern, die ihn fragten: „Sage mal, wo iſt denn Dein Beil? Wir wollen damit Ochſenfleiſch in Stücke hauen“. Ikotofetſy ſagte: „Ja, wenn aber mein Beil zerbrechen ſollte, ſo müßt Ihr nicht vergeſſen, daß ich dafür entſchädigt werden muß.“ Die Leute willigten ein, und er ließ ſie

*) Laingo (ſprich: Laïngu) iſt eine Pflanze, mit deren zartem Stengel die Lichtig gerieben werden. Sie werden dann erſt ganz ſchwarz, aber nach zwei Tagen wird der ſchwarze Ueberzug mit ungeſchälten Reiskörnern und die Zähne gehen ſchneeweiß aus dieſem Proceſſe hervor.

dann das Fleiſch zerhauen. Dabei zerbrach das Beil und Ikotofetſy ſagte: „Nun muß ich das Rindfleiſch haben“. Und die Leute mußten ihm ein recht großes Stück Fleiſch geben.

Ikotofetſy ging dann ſeines Weges und kam zu einem ſehr alten Mann. Der Greis ſagte zu ihm: „Können wir nicht etwa einen Tauſch machen, und Du mir Rindfleiſch für meine Trommel geben?“ Ikotofetſy ſagte: „Du gibſt mir doch wohl nicht Deine Trommel!“ Der Greis ſagte: „Ich will ſie ſchon geben“.

Ikotofetſy nahm die Trommel und ging damit nach dem Markte zu. Auf dem ganzen Wege, bis er auf den Markt kam, ſchlug er die Trommel, und die Leute riefen: „I der Tauſend! Seht nur 'mal, was der Ikotofetſy für eine Trommel hat“, und alle Leute auf dem Markte ſchlugen dann abwechſelnd die Trommel, bis ſie zerſprang. Dann ſagte Ikotofetſy:

„Aus dem Walde bracht' ich das Laingo,
Das Laingo wurde von Rafotſibè verbraucht,
Rafotſibè gab mir die Nadel,
Die Nadel kriegte der Fiſcher,
Der Fiſcher gab mir den Fiſch,
Den Fiſch kriegten die Waldbewohner,
Die Waldbewohner gaben ein Beil,
Das Beil zerbrach der Todtengräber,
Der Todtengräber gab mir Ochſenfleiſch,
Das Ochſenfleiſch kriegte der alte Mann,
Der alte Mann gab mir die Trommel,
Die Trommel zerbrachen die Marktleute,
Dabei kann ich's nicht bewenden laſſen,
Die Leute müſſen deshalb mir zugehören.“

Als die vornehmſten Marktleute dies hörten, gingen ſie zu dem König und berichteten ihm, was vorgefallen. Der König ſagte aber: „Ja! Wenn Ihr ſein Eigenthum zerſtört habt, was iſt da zu machen? Ihr müßt eben ihm zugehören.“

Die malagaſſiſche Sprache gehört bekanntermaßen zu der großen malaiſch-polyneſiſchen Sprachfamilie, die meiner Meinung nach gleich der Bántu-Sprachfamilie Afrika's mit zu dem Präfix-Pronominalſprachſtamm zu rechnen iſt. Dies würden aber unendlich alte Beziehungen ſein, die nicht wohl ſo bedeutende Uebereinſtimmungen im Märchen-

gebiete erklären. Dieſe werden neueren Bemühungen zuzuſchreiben ſein, denen die malagaſſiſche Sprache auch manche ſpezielle Bântu-Wörter (wie den Namen des Ochſen, Hundes ꝛc.) verdankt.

Am Ende dieſer Vorrede muß ich mich noch gegen die mir in Deutſchland untergeſchobenen Behauptung wahren, als wenn ich einen beſonders nahen Zuſammenhang des Aegyptiſchen und des Koptiſchen mit dem Hottentottiſchen annähme. Dies iſt nie meine Meinung geweſen. Was ich behauptet habe und wofür ich die Beweiſe theilweiſe ſchon veröffentlicht habe, theilweiſe aber am Schluß der zweiten Abtheilung des zweiten Theiles meiner vergleichenden Grammatik der ſüd-afrikaniſchen Sprachen veröffentlichen werde, iſt folgendes. Das Aegyptiſche und viele andere nord-afrikaniſche Sprachen bilden zuſammen mit der ſemitiſchen und der indogermaniſchen Sprachfamilie einen großen Sprachſtamm, der dadurch gekennzeichnet iſt, daß die Nomina in Claſſen oder ſogenannte Geſchlechter zerfallen, die mit den natürlichen Geſchlechtsunterſchieden in eine gewiſſe Beziehung getreten ſind, obſchon ſie ſich urſprünglich jedenfalls mit dieſen nicht decken. Das Hottentottiſche nun gehört auch dieſem Sprachſtamm an, den wir dieſer Haupteigenſchaft wegen den ſexuellen (im Engliſchen sexdenoting) genannt haben. Daß das Hottentottiſche nun zu einer dieſer Sprachfamilien in einer ganz beſonders nahen Verwandtſchaft ſtände, iſt nicht zu beweiſen. Es hat die allgemeinen Charaktere einer ſexuellen Sprache, und hat unter dieſer wahrſcheinlich die urſprünglichſte Art der ſexuellen Claſſeneintheilung der Nomina am beſten bewahrt. In der Form der Zeichen dieſer Geſchlechter ſtimmt es allerdings mehr mit dem Alt-Aegyptiſchen und Koptiſchen überein als mit den andern uns bekannten ſexuellen Sprachen: aber in vielen anderen Einzelnheiten ſcheinen ihm die letz-

teren wieder näher zu ſtehen, ſo das Semitiſche in der Bezeichnung des Genetivs und Accuſativs durch die Suffixe *-a* und *-i* (*-di* im Hottentottiſchen). Ja die ſemitiſchen Sprachen haben auch darin wie das Hottentottiſche die urſprünglichſten Verhältniſſe beibehalten, daß ſie meiſtens im Singular und Plural verſchiedene Zeichen für die beiden Geſchlechter haben, während das Aegyptiſche und das Koptiſche (wie das neuere Engliſche) im Plural nur ein Geſchlecht unterſcheiden, die indogermaniſchen Sprachen hingegen den Singular und Plural in jedem Geſchlecht in ein Geſchlechtszeichen zuſammenfallen ließen. Selbſt das Indogermaniſche hat manche Alterthümlichkeiten beibehalten, die ſonſt nur noch im Hottentottiſchen klar zu ſehen ſind.

Dies ſind eben nur Andeutungen. Die Erläuterungen und Beweiſe zu liefern iſt Aufgabe des obengenannten Buches, das hoffentlich bald erſcheinen wird. — Bis dahin muß ich nur bitten, nicht als meine Anſicht darzuſtellen, was es gar nicht iſt. Uebrigens gibt es auch in Aſien vereinzelte Glieder dieſes ſexuellen Sprachſtammes, die weder zur ſemitiſchen noch zur indogermaniſchen Sprachfamilie gehören, z. B. das Kaſſia oder Khaſi. Und wie viele Sprachen mögen nicht wie das Neu-Perſiſche urſprüngliche Geſchlechtseintheilung der Nomina ganz abgeſtreift haben. In ähnlicher Weiſe gibt es ja in Weſt-Afrika z. B. viele Sprachen, die offenbar zum Bântu-Stamm gehören, aber alle Spuren der noch viel reichhaltigeren und complicirteren Claſſeneintheilung der Nomina dieſes Stammes beinahe oder ganz verluſtig geworden ſind. Der Analogie nach muß erwartet werden, daß bei vielen Gliedern des ſexuellen Sprachſtammes ähnliche Reductionsproceſſe ſtattgefunden haben. Doch das ſind Anſichten, die, wie unwiderſtehlich ſie auch das Studium der afrikaniſchen Sprachen uns aufdrängt, doch ſo vielen bisher gang und gebe ge-

wordenen Betrachtungsweisen entgegenstehen, und eine so vollständige Revolution in liebgewordenen Theorieen verlangen, daß ich mich nicht wundern darf, wenn sie bedeutenden Widerspruch nicht blos von Seiten der gedankenlosen Verfechter bestehender Ansichten finden.

Bonn, den 26. August 1869.

W. H. J. Bleek.

Beſchreibung eines hottentottiſchen Mattenhauſes.

(Nach G. Krönlein.)

Der Hausbau iſt bei den Hottentotten zumeiſt Sache des Weibes und erfordert in der That mehr Arbeit, als man denken ſollte. Der Mann thut dazu weiter nichts, als daß er im Felde die nöthigen Dornpfähle zu den Bögen kappt und herbeiſchafft, ſie in's Waſſer wirft und wenn die dem Dorn eigene Süßigkeit durch's Waſſer ausgeſogen iſt, dieſelben in die gehörige Form biegt. Am untern dicken Ende derſelben müſſen ſie am Meiſten gebogen werden, nach oben biegen ſie die Frauen beim Aufrichten des Hauſes ſelbſt. Das Ausrupfen der Binſen zu den Matten, — im Flußbette — eine ſehr läſtige und beſchwerliche Arbeit, iſt Sache der Hausfrau und ihrer Töchter, ſowie der weiblichen Dienſtboten, welche dafür viel Geſchick haben. Sind die Binſen ſortirt und in Bündel gebunden, ſo werden dieſelben entweder durch Packochſen oder auf Wagen, auch wohl von Aermeren auf dem Kopfe nach Hauſe geſchafft. Nachdem ſie dort etwas gelegen und ausgetrocknet, werden ſie über Nacht in's Waſſer geworfen, um ſie für die Bearbeitung weich und geſchmeidig zu machen. Zum Aneinanderreihen der Matten beſitzt die Hausfrau eine ungefähr 2 Fuß lange, eiſerne Nadel — Fabricat des Mannes — und ein Falzbein zum Glätten der

Nähte. Den zum „Stechen der Matten“ nöthigen Bindfaden hat die Hausfrau ſammt ihren Gehülfinnen auch ſelbſt bereitet, und zwar aus dem „Baſt“ oder der Rinde des Dornholzes. Dieſelbe wird ſogleich nach der Fällung abgezogen, und der innere zarte Theil von dem äußern harten Theil abgelöſt und von Aller Munde weich gekaut, dann auf dem Schenkel aneinander gedreht, ſo gut wie man's nur von ſolcher Seilerarbeit verlangen kann. Es iſt intereſſant, zu ſehen, mit welcher Fertigkeit die weiblichen Hände hierauf ihre Kunſtarbeit verrichten. Auf den Boden gekauert, den Mund zum Beſpritzen der Binſen voll Waſſer, durchbohren ſie mit ihren langen Nadeln — Stich um Stich — die einzelnen Binſen bis hin zur letzten. Bedenkt man, daß jede einzelne Matte 20 bis 30 Mal in dieſer Weiſe durchſtochen und daß zuletzt die beiden äußerſten Nähte eingeflochten werden müſſen, damit ſie nicht losla ſſen, ferner daß zu einem ordentlichen Hauſe wenigſtens 18 bis 20 Matten von circa 6 bis 8 Ellen Länge nöthig ſind, ſo wird man wohl einſehen, daß es den armen Namaqua-Frauen nicht ſo leicht wird, ein Haus zu beſchaffen und in der Folgezeit in gutem Zuſtande zu unterhalten.

Soll das Haus aufgerichtet werden, ſo zeichnet die Hausfrau oder ſonſt Jemand einen Kreis auf den Boden zum Einpflanzen der Pfähle für das Mattenhaus. Derſelbe geräth zumeiſt ausgezeichnet auf's bloße Auge hin, wie überhaupt die Namaqua ein treffliches Augenmaaß beſitzen für accurate Arbeiten, ein Vortheil, der dem Damara abgeht. Das weibliche Perſonal macht ſich hierauf mit eiſernen Brechſtangen an's Löchermachen für die Pfähle, die etwa ein oder anderthalb Fuß auseinander zu ſtehen kommen. Sind ſie im Boden feſtgeſtampft, ſo werden ſie inwendig mit querliegenden Pfählen als Rippen feſtge-

bunden bis oben hinauf in die Spitzen. Dies bildet dann das Skelett des Hauſes. Um daſſelbe werden alsdann von unten die ſoeben beſchriebenen Matten erſt in gerader Linie, ſpäter in verſchiedener Richtung befeſtigt. Eine Oeffnung von etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Breite und 3 Fuß Höhe gegen Oſten bildet den Eingang. Nur gebückt kann man in dieſelbe eintreten. Zuweilen hat man ſich der Enge halber ſogar in ſchiefer Haltung hineinzuzwängen. Der innere Raum des Hauſes iſt folgendermaßen eingetheilt: in der Mitte, gegen die Thür hin, iſt die Feuerſtelle, bei nachläſſigen Frauen nur ein Loch, bei präciſen Frauen ein ausgemauerter kleiner Herd. Zur Rechten und Linken gegen die Mattenhauswand ſind auf dem in Mannslänge aufgelockerten Boden die ſogenannten „Betten“ (*kooi*), d. h. Felle und Decken, ausgebreitet, auf denen man bei Tage kauert, um ſich des Nachts darauf niederzulegen. Hinten, der Thür gegenüber, iſt ein viereckiges Geſtell von Dornholz angebracht, „der Steiger“ genannt, unter welchem Matten, Säcke, Sättel, Riemen u. ſ. w. liegen, an welchem aber auch alle ſonſtigen Geräthſchaften, wie Bambuſe, Eimer, Becher, ſchönbemalte Knappſäcke mit Kleidern u. ſ. w. hängen. Daneben ſtehen auch wohl bereits eine Kiſte oder Kommode und niedrige ſelbſtfabricirte Stühle, und hier und da trifft man ſogar ſchon einen kleinen Tiſch an. Die äußere Erſcheinung des Mattenhauſes iſt die eines Bienenkorbes in vergrößertem Maaßſtabe.

Erſtes Buch.

Reineke Fuchs in Südafrika,

oder

Hottentottiſche Fabeln, Sagen und Märchen.

Meiſt nach Originalhandſchriften der Rheiniſchen Miſſionare

G. Krönlein und J. Rath.

Da antwortete das Thier, dem die Frage zuerſt vorgelegt war:

„Ich, Kind der Liebe meiner Mutter und meines Vaters,
Ich, Mutters und Vaters Liebesſprößling, habe es nicht gethan.“

Alle antworteten dasſelbe. Da er aber den kleinen Fuchs fragte, ſagte dieſer:

„Ich, Kind der Liebe meiner Mutter und meines Vaters,
Ich, Mutters und Vaters Liebesſprößling, habe Dich angebunden!“

Da zerriß der Löwe den aus Sehnen geflochtnen Strick und jagte dem kleinen Fuchs hinterdrein. Der Schakal aber ſagte:

„Mein Junge, Du Sohn der hageren Füchſin,
Du wirſt nimmer ergriffen werden!“

Und in der That blieb der Löwe im Laufen hinter dem kleinen Fuchs zurück.

---

1 b. Der überliſtete Löwe.

(Nach brieflicher Mittheilung von Mr. John Sanderſon.)

Der Löwe grollte dem Schakal, weil er ihm einen Streich geſpielt hatte. Der Schakal wich daher vorſätzlich dem Löwen aus. Der Löwe aber überraſchte ihn eines
n Fuße eines Felſen, wo an kein Entweichen zu
ır. Pfeilſchnell jedoch ſprang der Schakal an den
can, ſtellte ſich mit den Vorderfüßen gegen den-
ıd ſchrie aus vollem Halſe den Löwen um Hilfe

an. „Was gibt's?“ fragte der Löwe. „Gibt's!“ erwiderte der Schakal, „ſiehſt Du denn nicht, daß der Felſen im Einſturz begriffen iſt? Komm her, ſtelle Dich gegen ihn und halte ihn, bis ich einen Stock geholt habe, um ihn damit zu ſtützen.“ Der Löwe that, wie geheißen, und ſo entkam ihm der Schakal.

2. Die Jagd des Löwen und des Schakals.

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Fabel befindet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 18—19 von Krönlein's Handſchrift.)

Der Löwe und Schakal, ſo ſagt man, belauerten einſt Elende, und der Löwe ſchoß (mit dem Bogen) und ſchoß fehl; der Schakal aber traf und rief: „Hahá!“*) Da ſprach der Löwe: „Hēi!“**) Du haſt nichts geſchoſſen; ich traf.“ Da ſprach der Schakal: „Ja wohl, mein Vater, Du haſt getroffen!“ Und ſie gingen heim, um, wenn das Elend todt wäre, zurückzukommen und es zu zerlegen. Der Schakal aber kehrte ohne Wiſſen des Löwen um, ſchlug ſich auf der Elendsſpur die Naſe blutig und verfolgte naſeblutend die Spur der nicht verwundeten Elende, um den Löwen zu betrügen. Und als er eine gute Strecke gegangen war, kehrte er auf einem andern Wege um und kam zum todten Elend, in das er dann hineinkroch und

*) Hahá! Eine Interjection (mit ſehr ſcharfer Betonung auf der letzten Silbe), beim Schlagen oder Schießen gebräuchlich, wenn der beabſichtigte Gegenſtand getroffen iſt. Sie ſcheint Nachahmung des natürlichen Tones beim Treffen zu ſein. (Krönlein.)

**) Hēi! Interjection verwunderter Abwehr der Anſicht eines andern. Das ē hat einen äußerſt gedehnten und hohen Ton. (Krönlein.)

[illegible] alles Fett sich herausschnitt. Inzwischen folgte er [illegible] der Spur, die der Schakal blutig gefärbt hatte, i[illegible] der Meinung, es sei des Elends Blutspur, und erst, als er ihnen eine gehörige Strecke gegangen war, kam er [illegible], daß er betrogen sei. Er kehrte dann auf des Schakals Spur um und kam zu dem todten Elend, und als er an dessen Bauche den Schakal erblickte, ergriff er ihn [illegible] Schwanz und zog ihn mit einem Schwunge heraus.

Der Löwe schalt dann den Schakal mit diesen Worten: „Warum betrügst Du mich?“ Da sprach der Schakal: „Nein, mein Vater, ich betrüge Dich nicht; das weißt Du wohl, sollte ich denken. Sieh! dieses Fett habe ich, Dich, mein Vater, zurechtgemacht!“ Der Löwe sprach: „So nimm das Fett und geh und bring es deiner Mutter!“ (der Löwin); und er gab ihm außer dem Fett noch die Lungen, um die letzteren seiner eignen Frau (der Schakalin) und seinen Kindern zu geben.

Als der Schakal zu Hause ankam, gab er das Fett nicht der Löwin, sondern seinem eignen Weib und seinen Kindern; die Lungen hingegen gab er der Frau des Löwen, und warf des Löwen Kinderchen mit den Lungen und sprach so:

„Ihr Großpfotenkinder, Ihr Großpfoten!“

Und zu des Löwen Frau sprach er: „Ich gehe meinem Vater helfen!“ Er ging aber mit Frau und Kindern [illegible]

3. Des Löwen Antheil.

(Nach einer Originalhandschrift in Sir G. Grey's Bibliothek, Knudsen's Notizen über das Hottentottenvolk, Seite 11—12.)

Der Löwe und Schakal gingen einst zusammen auf die Jagd. Sie schossen mit Pfeilen. Der Löwe schoß zuerst, aber sein Pfeil erreichte das Ziel nicht; der Schakal traf das Wild und schrie vor Freude: „Getroffen!" Der Löwe sah ihn mit seinen zwei großen Augen an, der Schakal aber faßte sich gleich und sagte: „Nein, ich meine, Ohm, daß Du getroffen hast!" Sie gingen dann nach dem Wilde, und der Schakal ließ den Pfeil des Löwen unbemerkt liegen. Als sie an einen Kreuzweg kamen, sagte der Schakal: „Lieber Ohm! Du bist alt und müde, bleibe hier!" Der Schakal ging dann den verkehrten Weg, schlug sich auf die Nase, ließ das Blut auf die Spur des Wildes träufeln und kehrte dann wieder zurück. „Ich konnte nichts finden," sagte er, „obschon ich Blutspuren sah. Willst Du nicht selbst gehen und genauer nachsehen? Ich will dann einen andern Weg gehen."

Der Schakal fand nun bald das geschossene Thier, kroch in dasselbe hinein und fraß das Beste davon. Sein Schwanz blieb aber draußen; und als der Löwe nun kam, faßte er denselben, zog den Schakal heraus und warf ihn auf die Erde mit den Worten: „Du Schelm!" Der Schakal sprang geschwind wieder auf und fragte klagend: „Was habe ich denn jetzt wieder gethan, lieber Ohm? Ich war beschäftigt, das Beste für Dich herauszuschneiden!" „Nun laß uns gehen, unsre Frauen zu holen!" sagte der Löwe, aber der Schakal bat den lieben Ohm dazubleiben, da er ja doch bei seinem Alter nicht mehr so schnell laufen könne. Darauf kriegte der Schakal zwei Portionen Fleisch mit, die eine für seine Frau, die andre,

die viel beſſer war, ſollte er der Frau des Löwen bringen. Als der Schakal nun mit dem Fleiſche ankam, ſahen die Kinder des Löwen ihn kommen, hüpften ihm entgegen und ſchrieen: „Da kommt Ohm mit Fleiſch!“ Der Schakal brummte ihnen etwas zu, indem er ihnen die ſchlechteſte Portion hinwarf und dabei ſagte: „Da, ihr Großaugenbrut!“

Er ging darauf nach ſeinem eignen Hauſe und ſagte ſeiner Frau, ſie ſolle ſogleich das Haus abbrechen und nach dem geſchoſſenen Wild hinkommen. Die Löwin wollte dasſelbe thun, aber er verbot es ihr, indem er ſagte, der Löwe wolle ſelbſt kommen, ſie dahin abzuholen. Als der Schakal nun mit Frau und Kindern in die Nähe des Wildbrets kam, lief er in einen Dornbuſch hinein und ließ ſich von den Dornen das Geſicht zerkratzen. Er kam dann blutend bei dem Löwen an und ſagte: „Ach, Du haſt eine ſchöne Frau! Sieh, wie ſie mir das Geſicht zerkratzt hat, als ich ihr ſagte, daß ſie mitkommen ſollte. Du mußt ſie ſelbſt holen, ich kann ſie nicht bringen.“

Der Löwe ging zornig nach Hauſe. „Schnell!“ ſagte der Schakal nun, „laßt uns einen Thurm bauen!“ Und ſie legten Stein auf Stein, Stein auf Stein, Stein auf Stein, bis er ganz hoch wurde; dann wurde Alles hinaufgetragen. Als der Schakal nun von ſeiner hohen Warte den Löwen mit Frau und Kindern kommen ſah, rief er ihm zu: „Ohm! während Du fort warſt, haben wir einen Thurm gebaut, um das Wild beſſer ſehen zu können.“ „Ja,“ ſagte der Löwe, „laß mich nur hinaufkommen.“ „Ja, lieber Ohm, wie willſt Du aber hier hinaufkommen? Wir werden einen Riemen hinablaſſen müſſen.“ Der Riemen wird dann herabgelaſſen, der Löwe bindet ſich daran feſt und wird hinaufgezogen; aber als er beinahe oben iſt, ſchneidet der Schakal den Riemen durch und ſagt, ſcheinbar er-

ſchrocken, zu dem hinunterſtürzenden Löwen: „O, wie ſchwer biſt Du, lieber Ohm! Hole einen neuen Riemen, Frau!“ „Einen alten!“ ſagt 'er gleich darauf leiſe zu ihr. Der Löwe wird dann wieder hinaufgezogen, aber es geht diesmal wiederum ſo. „Nein,“ ſagt der Schakal, „das geht nicht! Aber Du mußt doch ſo weit hinaufkommen können, daß Du einen Mund voll bekommen kannſt.“ Er gibt nun laut den Befehl an ſeine Frau, ein gutes Stück zuzubereiten, aber leiſe ſagt er zu ihr, ſie ſolle einen Stein glühend machen und mit Fett umwickeln. Er zieht alsdann den Löwen wieder hinauf, ſchreit, es werde ihm zu ſchwer, ihn länger zu halten, und bittet ihn deshalb, den Mund aufzuthun; er wirft ihm ſodann den glühenden Stein in den Rachen. Der Löwe verſchlingt denſelben, der Schakal aber beſchwört ihn, ſchnell nach dem Waſſer zu laufen.

---

4. Die Schakalshochzeit.

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Fabel befindet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 7—8 von Krönlein's Handſchrift.)

Der Schakal heirathete, ſo erzählt man, eine Hyäne, und raubte den Ameiſen eine Kuh, um ſie zur Hochzeit zu ſchlachten; und als er ſie geſchlachtet, befeſtigte er das Kuhfell über die Hyäne. Nachdem er darauf einen Pfahl (zum Aufhängen des Fleiſches) eingegraben und das Fleiſch aufgehängt hatte, errichtete er oben auf dem gezackten Pfahle den Kochheerd, um darauf alle möglichen angenehmen Speiſen zu kochen. Später kam auch der Löwe dorthin und wollte hinauf. Da heiſchte der Schakal von ſeinem Töchterchen einen Riemen, um den Löwen hinauf-

zuziehen. Er zog ihn auf, und als sein Gesicht dem Kochtopf nahe kam, schnitt er, ohne daß der Löwe es merkte, den Riemen entzwei, und so stürzte der Löwe hinunter. Da schalt der Schakal sein Töchterlein mit den Worten: „Warum gibst Du mir doch einen so alten Riemen? Gib mir einen neuen!" Da gab sie ihm einen neuen Riemen, und der Schakal zog den Löwen abermals hinauf. Als nun sein Gesicht dem Kochtopf nahe kam, sagte der Schakal: „Sperre den Rachen auf!" und er steckte ihm einen mit Fett bestrichnen heißen Quarzstein in den Rachen hinein, der ihm inwendig Alles verbrannte. So starb der Löwe.

Da kamen auch die Ameisen hinter der Kuh dreingelaufen, und als der Schakal sie sah, floh er. Die Ameisen schlugen dann die Hyäne in ihrem Brukarosgewande. In der Meinung, es sei der Schakal, sagte die Hyäne:

„Du Fahler! Hast Du noch nicht genug Schlagens mit mir gespielt?
Spiele nun doch mit mir ein Liebesspiel!" —

Da biß sie ein Loch in die Kuhhaut und sah, daß es andre Leute waren; und sie floh davon, hier fallend, dort fallend, aber sie entkam doch.

---

5. Die Schlange.

(Der Hottentottische Originaltext dieser Fabel findet sich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 5—6 von Krönlein's Handschrift.)

Es war einmal ein Weißer, so erzählt man, der traf eine Schlange, auf die ein großer Stein gefallen war, so daß sie sich nicht aufrichten konnte. Da hob der Weiße den

Stein von der Schlange auf. Als er ihn aber aufgehoben hatte, wollte die Schlange ihn beißen. Der Weiße ſagte jedoch: „Halt! Laß uns Beide erſt zu klugen Leuten gehen!“ So gingen ſie denn und kamen zur Hyäne. Die fragte der Weiße: „Iſt es auch wohl recht, daß die Schlange mich nun beißen will, obwohl ich ihr half, da ſie hilflos unter dem Steine lag?“ Die Hyäne erwiderte: „Nun, was wäre das denn Großes, wenn Du gebiſſen würdeſt?“ Da wollte ihn die Schlange beißen, aber der Weiße ſprach wieder: „Warte erſt, und laß uns zu andern klugen Leuten gehen, damit ich höre, ob es auch recht iſt!“

Als ſie weiter gingen, trafen ſie den Schakal. Da redete der Weiße den Schakal an: „Iſt's auch wohl recht, daß die Schlange mich beißen will, obſchon ich den Stein aufhob, der auf ihr laſtete?“ Der Schakal erwiderte: „Ich kann es mir gar nicht vorſtellen, daß die Schlange ſo vom Stein bedeckt ſein konnte, daß ſie nicht im Stande war aufzuſtehen. Nur wenn ich's mit meinen eignen Augen ſähe, würde ich's glauben. Kommt, wir wollen uns auf den Weg machen und zuſehen, ob's möglich iſt.“

So machten ſie ſich denn Alle auf und gingen nach der Stelle, wo es geſchehen war. Dort angekommen ſprach der Schakal: „Schlange, lege Dich nieder und laß Dich mit dem Stein bedecken.“ Da legte der Weiße den Stein auf ſie, und, obſchon ſie ſich ſehr anſtrengte, konnte ſie doch nicht aufſtehen. Der weiße Mann wollte den Stein wieder aufheben, aber der Schakal ſprach: „Laß ſie nur liegen, ſie wollte Dich ja beißen; ſie mag allein aufſtehen!“

Und Beide gingen davon.

6 a. Dieſelbe Fabel.

(Nach einer Originalhandſchrift in Sir G. Grey's Bibliothek, Knudſen's Notizen über das Hottentottenvolk, S. 11.)

Ein Holländer, der allein ſeines Wegs ging, ſah eine Schlange unter einem großen Steine liegen. Die Schlange bat ihn um Hilfe, aber als er ſie befreit hatte, ſagte ſie: „Nun will ich Dich freſſen!“ Der Mann antwortete: „Das iſt aber nicht recht! Laß uns erſt zum Haſen gehen!“

Als dieſer die Geſchichte gehört hatte, ſagte er: „Das iſt ganz recht!“ „Nein!“ ſagte der Mann, „laß uns die Hyäne fragen!“ Die Hyäne ſagte dasſelbe: „Das iſt ganz recht!“ „Nun laß uns noch den Schakal fragen!“ ſchrie der Mann in ſeiner Verzweiflung.

Der Schakal ſchüttelte bedächtig ſein Haupt, zog die ganze Geſchichte in Zweifel und verlangte erſt den Ort zu ſehen, um beurtheilen zu können, ob der Mann wirklich im Stande ſei, den Stein zu heben. Die Schlange legte ſich dann nieder, und zum Beweiſe der Wahrheit legte der Mann den Stein wieder auf ſie. Als ſie nun wieder feſt lag, ſagte der Schakal: „Nun laß ſie nur liegen!“

---

6 b. Dieſelbe Fabel.*)

(Nach einer brieflichen Mittheilung des Honorable Theophilus Shepſtone, Sekretär für die Angelegenheiten der Eingebornen in Natal, vom 29. April 1865.)

Ein Pavian ſuchte ſich einſt nach der Art der Paviane Nahrung zwiſchen den Steinen auf einem Berge. Als er einen Stein umdrehte, um ſich nach Inſekten umzuſehen,

*) Mr. Shepſtone, der dieſe Fabel von einem Hottentotten hörte, hält ſie für urſprünglicher, als die beiden andern Verſionen.

legte er eine Schlange bloß, welche die Ruheſtörung verdroß, und die deshalb ſogleich den Pavian beißen wollte. Zum Tod erſchrocken bat der Pavian die Schlange tauſendmal um Verzeihung für das, was er gethan hatte; aber die erzürnte Schlange wollte nichts hören, ſondern beſtand darauf, den Pavian beißen zu wollen.

Der Streit wäre bald übel für den Pavian abgelaufen, als ein Schakal zufällig dahertrabte und ſogleich von beiden ſtreitenden Parteien angehalten wurde, die ihm die Entſcheidung über ihren Streit übertrugen. Der Schakal mochte keinen von beiden recht leiden, fürchtete ſich aber am meiſten vor der Schlange, und ſagte, daß, ehe er die Sache ſich vorlegen laſſe, er in den Stand geſetzt werden müſſe, ſich ein richtiges Urtheil zu bilden. Deshalb ſollten zunächſt die ſtreitenden Parteien ſich in dieſelbe Lage begeben, in der ſie waren, ehe ſich dieſer Streit zwiſchen ihnen erhob.

Darauf begab ſich die Schlange wiederum auf ihre alte Stellung, und der Pavian deckte ſie mit einem Steine zu. Dann fragte der Schakal die Schlange, ob ſie nicht herauskommen könnte. Die Schlange verſuchte es und ſagte: nein, ſie könne nicht. Noch einmal fragte ſie der Schakal, um ſeiner Sache ganz ſicher zu ſein, aber die Schlange gab dieſelbe Antwort. Darauf ſagte der Schakal zum Pavian: „Ich rathe Dir, den Sachbeſtand zu laſſen, wie er jetzt iſt,“ und damit gingen Beide ihrer Wege.

7. Der Wolkenſchmaus.

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 30—31 der Krönleinſchen Handſchrift.)

Die Hyäne.

Du, der Du dem Tumult entweichſt,
Du weiter, geräumiger Buſch,
Der Du etwas mitkriegſt, wie mühſam auch,
Du an den Knöcheln geſpannte Kuh,*)
Du, der Du einen dickrunden Knöchel haſt,
Du dickhaariger Nacken,
Du naßgegerbtes Fell,
Du, der Du einen rundgeſchwollnen Hals haſt,
Du Namafreſſer,
Du Dickäugiger!

(Krönlein's Handſchrift, S. 38.)

Der Schakal und die Hyäne, ſo erzählt man, waren beiſammen, als eine weiße Wolke aufzog. Da ſtieg der Schakal hinauf und aß, als ſei es Fett, von der Wolke. Als er hinunter wollte, ſagte er zu der Hyäne: „Meine Schweſter Rechtauf, da ich Dir auch etwas laſſen will, fange mich recht hübſch auf!“ Da fing ſie ihn auf; dann folgte ſie ſeinem Beiſpiel und aß auch dort oben. Als ſie ſatt war, ſprach ſie: „Mein Bruder, Du Fahler, fange mich nun hübſch auf.“ Da antwortete der Fahle der Freundin: „Schweſter Rechtauf! Ich werde Dich ſchon gut auffangen; komm nur herab!“ Da hielt der Schakal die Hände auf, und die Hyäne kam von der Wolke herunter. Als ſie nun nahe war, rief der Schakal, indem er, wie vor Schmerz, bei Seite ſprang: „Schweſter Rechtauf,

*) Wenn die Hyäne ſich zuerſt in Bewegung ſetzt, ſo ſcheint ſie auf den Hinterfüßen zu lahmen, oder „lendenlahm zu ſein,“ wie man von Pferden ſagt. E. L. Layard.

verüble es mir nicht! O wehe! o wehe! o wehe! Ein Dorn hat mich gestochen und sitzt nun fest!" Da stürzte die Hyäne herunter.

Seit jenem Tage, sagt man, ist der Hyäne linker Hinterfuß kürzer und kleiner als der rechte.

Die Hyäne,

nach der Rückkehr vom Raube zu ihren Jungen, wegen überstandner Gefahren.

Das Feuer, es kommt ja,
Der Stein, er kommt ja,
Die Assageie, sie kommt ja,
Die Flinte, sie kommt ja,
Und doch suchet Ihr Nahrung bei mir,
Meine Kinder —
Wird mir's etwa ohne Mühe?

(Krönlein, S. 39.)

---

8. Der Fischdiebstahl.

(Nach Sir James E. Alexander's „Entdeckungsreise im Inneren Afrikas", Bd. II, S. 246—247.)

Einst sah der Schakal, der an der Grenze der Colonie lebte, einen Wagen von der Küste kommen, der mit Fischen beladen war. Er machte den Versuch, auf den Wagen von hinten hinaufzusteigen, aber es war ihm nicht möglich; da eilte er demselben vorauf und legte sich auf den Weg nieder, als wenn er todt wäre. Als der Wagen ihm nahe kam, rief der Leiter des Gespanns*) dem Kutscher zu:

*) In Süd-Afrika ist es bekanntermaßen Sitte, zwölf bis sechszehn, ja wohl zwanzig Ochsen vor einen Wagen zu spannen;

„Da liegt ein ſchöner Pelz für Deine Frau!“ „Wirf's in den Wagen!“ rief der Kutſcher. So wurde der Schakal in den Wagen geworfen.

Während der Wagen in der mondhellen Nacht dahinfuhr, warf der Schakal die Fiſche auf die Straße, ſprang dann ſelbſt hinunter und brachte ein gut Theil in Sicherheit. Aber eine einfältige alte Hyäne, die hinzukam, verzehrte mehr als ihren Antheil, was der Schakal ihr zu gedenken beſchloß. So ſagte er denn zu ihr: „Du kannſt auch Fiſche genug bekommen, wenn Du Dich vor einen Wagen legſt und, was auch geſchehen mag, Dich ganz ſtill verhältſt.“ „Jawohl!“ brummte die Hyäne; darauf ſtreckte ſie ſich, ſobald wieder ein Wagen von der Küſte herkam, auf den Weg hin. „Was für ein garſtiges Geſchöpf iſt das?“ rief der Leiter und ſtieß die Hyäne mit dem Fuß an; dann nahm er einen Stock und ſchlug ſie halbtodt. Die Hyäne that, wie ihr der Schakal geſagt hatte, und lag ſtill, ſo lange ſie es aushalten konnte. Dann ſtand ſie auf und humpelte davon, um dem Schakal ihr Leid zu klagen, der ſie zum Scheine tröſtete.

„Wie ſchade!“ rief die Hyäne, „daß ich kein ſo hübſches Fell habe, als Du!“

---

gewöhnlich leitet ein junger Burſche dieſelben, indem er vor ihnen einhergeht und die Zügel des erſten Paares handhabt. Dieſen nennen wir hier „Leiter“ (engliſch „leader“, holländiſch „leider“, abgekürzt „leier“); dagegen regiert der vorn auf dem Wagen ſitzende „Kutſcher“ (engliſch „waggondriver“) ohne Zügel nur mit einer gewaltig langen Peitſche, die er mit bemerkenswerthem Geſchick führt, ſeine vierbeinigen Unterthanen.

9. Wer war der Dieb?

(Nach Sir James E. Alexanders „Entdeckungsreise im Inneren Afrikas", Bd. II, S. 250.)

Der Schakal und die Hyäne verdingten sich einst als Knechte bei demselben Herrn. Mitten in der Nacht stand der Schakal auf, bestrich den Schwanz der Hyäne mit ein wenig Fett, und aß dann alles übrige Fett auf, das er im Hause fand. Am Morgen vermißte der Mann sein Fett und beschuldigte sofort den Schakal, es verzehrt zu haben. „Guck nach dem Schwanz der Hyäne!" sagte der Schelm, „dann wirst Du sehen, wer der Dieb ist." Das that der Mann und schlug die Hyäne halbtodt.

---

10. Der kranke Löwe.

(Der Hottentottische Originaltext dieser Fabel findet sich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 29—30 der Krönleinschen Handschrift.)

Der Löwe, sagt man, war krank; da gingen sie Alle, ihn in seinen Leiden zu besuchen; der Schakal aber ging nicht hin, weil die Spuren der Leute, die hingingen, um ihn zu besuchen, nicht wieder zurückkehrten. Da wurde er von der Hyäne bei dem Löwen verklagt. „Obschon ich gekommen bin, Dich zu besuchen, will doch der Schakal nicht kommen, Dich (wörtlich: den Mann) in Deinen Leiden zu besuchen." Da schickte der Löwe die Hyäne, um den Schakal zu fangen. Das that sie und brachte ihn vor den Löwen. Der Löwe fragte den Schakal: „Warum kamst Du denn nicht, nach mir zu sehen?"

Der Schakal gab zur Antwort: „Bitte, lieber Onkel; als ich hörte, daß Du so schwer krank seiest, ging ich zum

Zauberdoktor, um Rath zu holen und ihn zu fragen, was für eine Arznei meinem Onkel von seinen Schmerzen helfen würde. Der Doctor aber sagte so zu mir: „„Geh und sage Deinem Onkel, er möge die Hyäne ergreifen, ihr das Fell abziehen, und, wenn es noch warm wäre, es anlegen; dann werde er besser werden.““ *) Die Hyäne ist so nichtsnutzig, daß sie sich gar nicht um die Leiden meines Onkels kümmert.“

Der Löwe folgte diesem Rath, ergriff die Hyäne, zog ihr, während sie aus Leibeskräften heulte, das Fell über die Ohren und legte es an.

---

11. Die Buschtaube und der Reiher.

(Der Hottentottische Originaltext dieser Fabel findet sich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 13—14 der Krönleinschen Handschrift.)

Der Schakal kam einst, so erzählt man, zu der Buschtaube, die oben auf einer Felsenspitze wohnte, und sagte: „Gib mir doch eins Deiner Kinderchen!“ Die Taube erwiderte: „Nein, das will ich wohl bleiben lassen!“ Da sagte der Schakal: „Geschwind gib's, sonst fliege ich hinauf.“ Da warf sie ihm eins hinunter.

Ein ander Mal kam er wieder, begehrte abermals ein Kindchen, und sie gab es ihm ohne Weiteres. Als der

*) Die Namaqua curiren viele Krankheiten durch Einhüllung der Patienten in noch warme Felle von frischgeschlachteten Ziegen, Schafen, Kälbern u. s. w. Dies Mittel hilft oft wunderbar schnell und gut, wenn die nöthige Vorsicht angewandt wird, da die verstärkte Ausdünstung die Functionen der Haut neubelebt und so dem Krankheitsstoff Abzug verschafft. Darauf bezieht sich des Schakals schlau ersonnener Doctorrath in Bezug auf die Hyäne. (Krönlein.)

Schakal sich davon gemacht hatte, kam der Reiher und fragte: „Taube, warum weinest Du?“ Da sprach die Taube: „Der Schakal hat mir meine Kinderchen genommen, darum weine ich.“ Da fragte er sie: „Wie kann er sie Dir denn nehmen?“ Da erwiderte sie: „Als er mich um sie bat, schlug ich's ab; als er aber sagte: „„Ich werde hinauffliegen, darum gib sie mir nur,““ da warf ich sie ihm hinunter.“ Da sprach der Reiher: „Und Du bist so dumm und giebst den Schakalen, die gar nicht fliegen können, Deine Kinder?“ Hierauf ermahnte er sie noch, keins mehr zu geben, und ging weg.

Als nun der Schakal wiederkam und sagte: „Taube, gib mir ein Kindchen!“ da weigerte sich die Taube und sagte, der Reiher habe ihr erzählt, er, der Schakal, sei gar nicht im Stande zu fliegen. Da murmelte der Schakal: „Wart! den will ich schon kriegen!“ und ging seines Weges.

Als der Reiher nun eines Tages am Ufer eines Gewässers stand, fragte ihn der Schakal: „Bruder Reiher! Wenn der Wind von dieser Seite weht, wie stehst Du dann?“ Der Reiher wandte ihm seinen Nacken zu und sprach: „So stehe ich, meinen Nacken auf die eine Seite beugend.“ Der Schakal fragte ihn wiederum: „Wenn aber nun ein Gewitter kommt und es regnet, wie stehst Du dann?“ Jener gab ihm zur Anwort: „Dann stehe ich so, indem ich meinen Nacken hierhin beuge.“ Da schlug ihn der Schakal auf den Nacken und brach denselben mitten entzwei.

Seit jenem Tage ist des Reihers Nacken rundgebogen.

12. Der Hahn.

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 29 der Krönleinſchen Handſchrift.)

Der Hahn, ſo ſagt man, wurde einſt vom Schakal beſchlichen und gepackt. Da ſprach der Hahn: „Willſt Du nicht erſt beten, ehe Du mich tödteſt, wie der weiße Mann thut?“ Der Schakal erwiderte: „Wie macht er es denn, wenn er betet? Nun?“ „Er faltet die Hände,“ ſagte der Hahn. Da faltete der Schakal die Hände und betete. Der Hahn ſprach wiederum: „Du guckſt ja umher; mach' doch die Augen zu!“ Das that der Schakal, der Hahn aber flog auf und ſchalt ihn, indem er rief: „Du Schelm! Beteſt Du auch?“

Da ſaß der Schakal ſprachlos, weil er überliſtet war.

---

13. Der Leopard und der Widder.

(Nach Sir James E. Alexander's „Entdeckungsreiſe im Inneren Afrikas,“ Bd. II, S. 247—250.)

Als ein Leopard einſt von der Jagd heimkehrte, kam er zufällig an den Kraal eines Widders. Nun hatte der Leopard nie zuvor einen Widder geſehen und näherte ſich ihm demzufolge in ſehr unterwürfiger Weiſe, wobei er ſagte: „Guten Tag, mein Freund! Wie magſt Du wohl heißen?“ Der Widder erwiderte mit rauher Stimme, indem er ſich mit dem Vorderfuß auf die Bruſt ſchlug: „Ich bin ein Widder; und wer biſt denn Du?“ „Ein Leopard,“ verſetzte der Andre, mehr todt als lebendig; dann nahm er Abſchied und eilte heim, ſo ſchnell er laufen konnte. Nun lebte mit dem Leoparden zuſammen ein

Schakal, und zu dem ging der Leopard hin und ſprach: „Freund Schakal! Ich bin ganz außer Athem und halbtodt vor Schrecken, denn ich habe ſoeben einen fürchterlichen Burſchen mit großem, dickem Kopfe geſehen, der mir auf die Frage nach ſeinem Namen ganz grob erwiderte: „„Ich bin ein Widder!““

„Was biſt Du doch für ein närriſcher Kerl von Leoparden!“ rief der Schakal, „daß Du ſolch ein ſchönes Stück Fleiſch fahren läßt! Wie kannſt Du nur das thun? Aber wir wollen uns morgen auf den Weg machen und es in Gemeinſchaft verzehren.“

Am folgenden Tage machten ſich die Beiden nach dem Kraale des Widders auf; als ſie nun auf dieſen von der Höhe eines Hügels hinabſahen, erblickte ſie der Widder, der ausgegangen war, um friſche Luft zu ſchöpfen, und der eben überlegte, wo er wohl heut den zarteſten Salat ſich ſuchen könnte. Da eilte er denn ſofort zu ſeiner Frau und rief ihr zu: „Ich fürchte, daß unſer letztes Stündlein geſchlagen hat! Der Schakal und Leopard kommen beide auf uns zu. Was ſollen wir anfangen?“ „Sei nur nicht bange,“ meinte ſein Weib; „ſondern nimm das Kind hier auf den Arm, gehe damit hinaus und kneife es recht tüchtig, ſo daß es ſchreit, als ſei es hungrig.“

Der Widder gehorchte und ging ſo den Verbündeten entgegen. Sobald der Leopard den Widder erblickte, bemächtigte Furcht ſich abermals ſeiner, und er wollte wieder umkehren. Der Schakal hatte für dieſen Fall ſchon Vorſorge getroffen, er hatte nämlich den Leoparden mit einem ledernen Riemen an ſich feſtgebunden. So ſagte er nun: „So komm doch!“ Da kniff der Widder ſein Kind recht tüchtig und rief dabei laut: „Das iſt recht, Freund Schakal, daß Du uns den Leoparden zum Eſſen bringſt, hörſt Du, wie mein Kind nach Nahrung ſchreit?“

Als der Leopard dieſe ſchrecklichen Worte hörte, ſtürzte er, trotz der Bitten des Schakals, ihn doch los zu laſſen, in der größten Angſt davon, indem er zugleich den Schakal über Berg und Thal, durch Büſche und über Felſen mit ſich fortſchleppte und erſt dann ſtill hielt und ſcheu um ſich blickte, als er ſich ſelbſt und den halbtodten Schakal wieder nach Hauſe gebracht hatte. So entkam der Widder.

II. Schildkröten-Fabeln.

Der Springbock.

(Eine Gazellenart.)

Weh mir! Er ist einer, der hingeht,
Wo ihn seine Mutter nicht hinziehen läßt,
Der sich fortschnellt,
Sich aufrollend wie ein Buch.*)

(Krönlein, S. 28.)

14. Der Elephant und die Schildkröte.

(Der Originaltext dieser Fabel im o-Tyi-hererò, oder der Damarasprache, findet sich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf S. 27—29 der Handschrift J. Rath's.)

Zwei Wesen, der Elephant und der Regen, stritten mit einander. Der Elephant sagte: „Wenn Du sagst, Du ernährst mich, womit ernährst Du mich denn?" Der Regen gab zur Antwort: „Wie kannst Du sagen, daß ich

*) Der Springbock heißt im Namadialekt nicht blos *//gũp*, sondern auch wegen seiner dummen Einfalt und Hilflosigkeit *≠hũép*, der Verlegene, Rathlose, Hilfsbedürftige. Sehr poetisch ist der Passus, daß er sich „aufrollend wie ein Buch" in Sätzen oder Sprüngen fortbewegt; und doch ist auch darin seine Verlegenheit ausgedrückt, da er hierdurch sich zu helfen sucht, sobald ihm nämlich auf seinen großen, gemeinschaftlichen Zügen eine Gefahr droht. (Krönlein.)

Dich nicht ernähre? Wenn ich mich entferne, wirſt Du dann nicht ſterben?“ — Da zog der Regen weg.

Da ſprach der Elephant: „Geier! wirf das Loos für mich, um Regen zu ſchaffen.“ Der Geier ſagte: „Ich will das Loos nicht werfen.“

Dann ſprach der Elephant zur Krähe: „Wirf Du das Loos!“ und ſie gab ihm zur Antwort: „Gib mir das Nöthige, um das Loos werfen zu können.“ Die Krähe warf das Loos — und ſiehe! es regnete. Und durch den Regen bildeten ſich Teiche, die jedoch bis auf einen ſämmtlich wieder austrockneten.

Als nun der Elephant auf die Jagd gehen wollte, ſprach er zur Schildkröte: „Schildkröte, bleibe hier bei dem Waſſer zurück!“ So blieb die Schildkröte bei dem Waſſer, und der Elephant ging auf die Jagd.

Da kam die Giraffe und ſprach zur Schildkröte: „Gib mir Waſſer!“ Die Schildkröte gab zur Antwort: „Das Waſſer gehört dem Elephanten.“

Dann kam das Zebra und ſprach zur Schildkröte: „Gib mir Waſſer!“ Die Schildkröte gab zur Antwort: „Das Waſſer gehört dem Elephanten.“

Da kam der Gemsbock und ſprach zur Schildkröte: „Gib mir Waſſer!“ Die Schildkröte ſagte dagegen: „Das Waſſer gehört dem Elephanten.“

Da kam das Gnu und ſagte: „Gib mir Waſſer!“ Die Schildkröte aber erwiderte: „Das Waſſer gehört dem Elephanten.“

Da kam der rothe Bock und ſagte zur Schildkröte: „Gib mir Waſſer!“ Die Schildkröte verſetzte: „Das Waſſer gehört dem Elephanten.“

Da kam der Springbock und ſagte zur Schildkröte: „Gib mir Waſſer!“ Die Schildkröte aber gab ihm zur Antwort: „Das Waſſer gehört dem Elephanten.“

Da kam der Schakal und sagte: „Gib mir Wasser!“ Die Schildkröte aber sagte: „Das Wasser gehört dem Elephanten.“

Da kam der Löwe und sprach: „Schildkrötlein, gib mir Wasser!“ Als das Schildkrötlein etwas dagegen sagen wollte, packte es der Löwe und biß es; dann trank der Löwe von dem Wasser, und danach tranken alle Thiere davon.

Als der Elephant nun von der Jagd heimkehrte, sagte er: „Schildkrötlein, wo ist das Wasser?“ Die Schildkröte gab zur Antwort: „Die Thiere haben das Wasser getrunken.“ Da fragte sie der Elephant: „Schildkrötlein! soll ich dich mit meinen Zähnen zermalmen, oder soll ich Dich verschlucken?“ Das Schildkrötlein sprach: „Bitte, verschlucke mich!“ und der Elephant verschluckte das Schildkrötlein.

Als der Elephant das Schildkrötlein verschluckt hatte, und es nun in dem Bauche des Elephanten war, biß es demselben Leber, Herz und Nieren entzwei. Der Elephant sagte: „O Schildkrötlein, Du tödtest mich!“

So starb der Elephant; das Schildkrötlein aber kam wieder heraus und ging, wohin es wollte.

Die Giraffe.

Du, der Du Fluß um Fluß hinunterziehſt,
Du gebrannter Dornbuſch,
Du Blauer, *)
Der Du erſcheinſt wie ein entfernter Dornhügel
voll Menſchen.

(Krönlein, S. 27.)

---

15. Die Giraffe und die Schildkröte.

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 5 der Krönleinſchen Handſchrift.)

Als die Giraffe und die Schildkröte, ſo erzählt man, eines Tages zuſammentrafen, ſagte die Giraffe zur Schildkröte: „Wenn ich Luſt hätte, ſo könnte ich Dich ohne Weiteres zertreten!“ Da ſchwieg die Schildkröte vor Schrecken.

Die Giraffe ſprach wiederum: „Ich könnte Dich auch verſchlingen, wenn ich wollte.“ Da gab die Schildkröte zur Antwort: „Nun, ich gehöre ja gerade zu den Leuten, die von je her verſchlungen worden ſind.“ Da verſchlang ſie die Giraffe.

Als ſie nun mitten in der Kehle der Giraffe ſteckte, ſpreizte ſich die Schildkröte ſo aus, daß ſie darinnen feſtſaß. So konnte die Giraffe ſie nicht hinunterwürgen und mußte erſticken.

Als die Giraffe todt war, kroch die Schildkröte heraus und ging zur Krabbe (die als Mutter der Schildkröte betrachtet wird) und verkündigte ihr, was geſchehen. Da ſagte die Krabbe:

*) Giraffe ſoll nämlich blaue Aſche hinterlaſſen, wenn wird. (Krönlein.)

„Das Kräbbchen könnt' ich unter'm Arm (mit Buchoo) beſtreuen,*)
Das Krummbeinchen könnt' ich unter'm Arm beſtreuen!"

Die Schildkröte aber gab ihrer Mutter zur Antwort:

„Haſt Du mich nicht von je her beſtreut?
Daß Du mich nun beſtreuen willſt?"

So gingen ſie dahin und zehrten ein volles Jahr von der Giraffe.

16. Die Schildkröten auf der Straußenjagd.

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 8 der Krönleinſchen Handſchrift.

Eines Tages, ſo erzählt man, hielten die Schildkröten Rath, wie ſie die Strauße jagen könnten; und ſie ſprachen unter einander: „Laßt uns auf beiden Seiten nahe bei einander ſtehen (nämlich in Reihen), dann jage eine von uns die Strauße auf, ſo daß ſie mitten zwiſchen uns hindurch fliehen müſſen."

So thaten ſie denn, und da ihrer viele waren, ſo mußten die Strauße eine lange Strecke mitten zwiſchen der Schildkrötenreihe durchlaufen. Die Schildkröten rührten ſich inzwiſchen nicht vom Platze, ſondern blieben ſtehen, und die eine rief der andern zu: „Biſt Du da?" worauf die andre erwiderte: „Ja, ich bin hier!"

Als die Strauße das hörten, liefen ſie aus Leibeskräften davon, bis ſie, zum Tode ermattet, niederfielen. Nun verſammelten ſich die Schildkröten gemächlich auf dem Platze, wo die Strauße niedergeſtürzt waren, und verſpeiſten ſie.

*) Dies gilt, gemäß einer Hottentottiſchen Sitte, für Anerkennung von Tapferkeit.

III. Pavian-Fabeln.

Heretſe!*)
Heretſe!
Du Schmalarm,
Der Du ſchmale Hände haſt,
Du glatte Stechbinſe,
Du gebeugter Nacken,
Du, deſſen Leib behend ſich auf den Baum ſchnellt,
Der Du Dich ſelbſt emporſchnellſt,
Der Du noch nicht auf dem hinter den fernſten Hügeln liegenden Hügel ſterben wirſt.**)

(Krönlein, S. 37.)

---

17. Des Pavians Urtheil.

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Klein-Namaqualändiſchen Fabel findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf S. 53—55 der Krönleinſchen Handſchrift.)

Eines Tages, ſo erzählt man, ſoll ſich das Folgende zugetragen haben:

Die Maus hatte des Itkler (d. i. des Schneiders) Kleider zerriſſen; der ging zum Pavian und klagte die Maus folgendermaßen an: „Sieh! darum komme ich zu Dir: Die Maus hat meine Kleider zerriſſen, will aber

---

*) Onomatopoeticum, der Stimme des Pavians nachgebildet.

**) Mit Bezug auf das zähe Leben des Pavians, der ſtets ſeinen Verfolgern entwiſcht.

Nichts davon wiſſen, ſondern klagt die Katze an; die Katze betheuert gleichfalls ihre Unſchuld und ſagt, der Hund müſſe es gethan haben; aber der Hund läugnet es auch und behauptet, das Holz habe es gethan; das Holz wirft indeſſen die Schuld auf das Feuer und ſagt: „„Das Feuer that's!““ Das Feuer aber ſagt: „„Nein, ich habe es nicht gethan, das Waſſer that's!““ Das Waſſer aber ſagt: „„Der Elephant zerriß die Kleider!““ und der Elephant behauptet, die Ameiſe habe ſie zerriſſen. So zanken ſie ſich! Deshalb komme ich, der Ikkler, mit folgendem Vorſchlage zu Dir: Rufe die Leute zuſammen und nimm ſie in's Verhör, um mir Schadenerſatz zu verſchaffen!“

Alſo ſprach er, und der Pavian rief Alle zum Verhöre. Da entſchuldigten ſie ſich denn mit denſelben Vorwänden, die der Ikkler erwähnt hatte, indem der Eine die Schuld auf den Andern ſchob.

Der Pavian konnte deshalb keine beſſere Strafweiſe finden, als daß er den Einen den Andern beſtrafen ließ. So ſprach er denn: „Maus! willſt Du dem Ikkler Schadenerſatz geben?“ Die Maus betheuerte indeſſen ihre Unſchuld. Da ſagte der Pavian: „Katze! beiß die Maus!“ Da biß die Katze die Maus. Dann legte der Pavian dieſelbe Frage der Katze vor, und, da ſich dieſe gleichfalls entſchuldigte, ſo rief er dem Hunde zu: „Du, beiß die Katze!“

So fragte der Pavian ſie Alle nach der Reihe; ſie entſchuldigten ſich aber Alle. Da ſprach der Pavian dieſes Wort zu ihnen:

„Holz, ſchlag den Hund!
Feuer, brenne das Holz!
Waſſer, löſche das Feuer!
Elephant, trinke das Waſſer!
Ameiſe, kneife den Elephanten!“

So thaten ſie denn, und ſeit der Zeit können ſie ſich nicht mehr mit einander vertragen.

Die Ameiſe kneift den Elephanten, wo es ihn am meiſten ſchmerzt;
der Elephant trinkt das Waſſer;
das Waſſer löſcht das Feuer;
das Feuer verzehrt das Holz;
das Holz prügelt den Hund;
der Hund beißt die Katze;
die Katze frißt die Maus.

Das war der Schadenerſatz, den der Itkler durch dieſes Urtheil erhielt, und ſo hielt er an den Pavian die folgende Dankrede:

„Ja, nun bin ich's zufrieden, ſeit ich dieſen Schadenerſatz bekommen habe, und von Herzen danke ich Dir, o Pavian, weil Du mir mein Recht verſchafft und mir Schadenerſatz zuerkannt haſt.“

Da ſprach der Pavian: „Von heute will ich nicht mehr Jan heißen, ſondern Pavian ſoll man mich nennen!“

Seit jenem Tage geht der Pavian auf allen Vieren. Er hat wohl die Fähigkeit aufrecht einherzugehen durch dieſes närriſche Urtheil eingebüßt. (?)

Der Pavian.

O Du Hohlbackiger,
Du Sohn eines Hohlbackigen,
Du mein Hohlbackiger,
Der Du zwei Hinterbeine haſt,
Hohe Hinterbeine,
Mit denen Du auf dem Felsrand ſitzeſt,
Du, deſſen Antlitz ſelbſt dem Felsrand gleicht.

(Krönlein, S. 28.)

---

18. Der Löwe und der Pavian.

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 14—15 der Krönleinſchen Handſchrift.)

Als der Pavian einſt am Rande einer Felswand ſaß und ſich Bambuſſe zurechtmachte, beſchlich ihn der Löwe. Nun hatte ſich der Pavian runde, hellglänzende, augenähnliche Plättchen von Marienglas am Hinterkopfe befeſtigt. Da der Löwe nun auf ihn zukroch, ſo meinte er, wenn der Pavian zu ihm aufblickte, daß er ihm den Rücken zukehre, und kam ungeſtört auf ihn zu. Kehrte ihm der Pavian aber den Rücken zu, ſo verbarg der Löwe ſich aus Furcht, geſehen zu werden; guckte der Pavian ihn indeſſen wieder an, ſo ſchlich er wieder auf ihn zu.

Indem der Pavian ſich ſo anſtellte, kam der Löwe dicht auf ihn zu. Als er nun ganz nahe bei ihm war, ſchaute der Pavian auf, und der Löwe kroch noch näher auf ihn zu. Da ſprach der Pavian bei Seite:

„Wenn ich ihn anſehe, ſo ſchleicht er auf mich zu,
Wenn meine hohlen Augen auf ihn gerichtet ſind."

Als der Löwe nun endlich auf ihn losſprang, warf ſich der Pavian auf ſein Geſicht. Da ſprang der Löwe über ihn hin, ſtürzte über die Felswand und wurde zerſchmettert.

Das Zebra.

Du, der Du von den großen Hirtenknaben (mit dem Kirri) geworfen wirst;
Du, dessen Haupt des Kirri's Wurf verfehlt,
Du gescheckte Fliege,
Du bunte,
Der Du Denen entgegenspähst, die nach Dir spähen,
Du, der Du, wie ein Weib,
Bist voller Eifersucht!

(Krönlein, S. 27.)

---

19. Der Zebrahengst.

(Der Hottentottische Originaltext dieser Fabel findet sich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 17 der Krönleinschen Handschrift.)

Die Zebrastuten, so erzählt man, wurden einst von den Pavianen am Trinken verhindert. Als nun eine von den Stuten Mutter eines Füllens ward, da halfen ihr die andern, (den jungen Hengst) zu säugen, so daß er schnell groß würde.

Als er nun herangewachsen war, und ein Wassermangel wieder eintrat, gingen sie mit ihm zur Tränke; da die Paviane dies bemerkten, liefen sie ihnen, wie sie es von Alters her zu thun gewohnt waren, in den Weg und versperrten ihnen den Zutritt zum Wasser. Die Stuten blieben stehen, der Hengst aber sprang vorwärts und sagte zu einem Pavian: „Du Gummifresserkind!"

Da sprach der Pavian zu dem Hengst: „Oeffne Deinen Mund und laß mich sehen, wovon Du lebst." Der Hengst öffnete seinen Mund, und siehe, Milch war darin.

Drauf sprach der Hengst zum Pavian: „Oeffne Du auch Deinen Mund und laß mich sehen!" Das that der Pavian, und siehe, er war voller Gummi. Der Pavian nahm aber hurtig ein wenig Milch von des Hengstes Zunge.

Da ward der Hengſt böſe, ergriff den Pavian bei den Schultern und drückte ihn auf eine heiße Felſenplatte nieder. Seit jenem Tage hat der Pavian hinten einen kahlen Fleck.

Der Pavian aber rief wehklagend:

„Weh meiner Mutter Kind!
Ich, der Gummifreſſer,
Bin von dieſem Milcheſſer überliſtet!“

Das Zebra.

Du //Ari (Zäh-)Buſch,
Du Geruchvoller,
Du, der Du es liebſt, Dich allzeit in weichem Boden zu wälzen,
Deſſen Leib iſt ſtets voll weichen Staubes,
Du geſpaltenes Kirri des Hirtenknaben,
Du geſpaltner Kirrikopf,
Der Du durch Wiehern zurücktreibſt
Den Dich ſuchenden Jäger;
Der Du alle Flüſſe durchkreuzeſt,
Als ſeien ſie nur einer!

(Krönlein, S. 40.)

---

20. Das verlorne Kind.

(Erzählung.)

(Nach Sir James E. Alexander's „Entdeckungsreiſe im Inneren Afrika's,“ Band II, Seite 234—235.)

Die Kinder aus einem Dorfe (Kraale) ſpielten einſt in geringer Entfernung von den Hütten mit Bogen und Pfeilen; Abends kehrten ſie alle heim bis auf einen fünf- oder ſechsjährigen Knaben, der hinter den andern einher-

ſchlenderte und bald von einem Trupp Paviane umzingelt wurde, die ihn mit ſich auf einen Berg ſchleppten.

Die Leute zogen aus, den Knaben aufzuſuchen, und jagten mehrere Tage vergebens hinter den Pavianen her. Er war aber nirgends zu ſehen; auch hatten die Paviane die Gegend ſchon verlaſſen.

Etwa ein Jahr nach dieſem Ereigniß kam ein Jäger zu Pferde von fern her in das Dorf und erzählte den Bewohnern, er habe an einer gewiſſen Stelle, die er ihnen näher beſchrieb, die Spur von Pavianen gefunden, untermiſcht mit den Fußtritten eines Kindes.

Die Bewohner des Ortes begaben ſich nach der ihnen vom Jäger bezeichneten Stelle und fanden bald den vermißten Knaben, welcher in Geſellſchaft eines großen Pavians oben auf einem Felſen ſaß. Sobald die Leute ſich näherten, nahm der Pavian den Knaben auf den Rücken und eilte mit ihm davon; doch gelang es ihnen nach einer lebhaften Verfolgung des Knaben habhaft zu werden. Er zeigte ſich anfänglich ganz wild und machte den Verſuch, wieder zu den Pavianen zu entlaufen; man brachte ihn indeß nach dem Dorfe zurück, und als er ſeine Sprache wieder erlangt hatte, erzählte er, die Paviane ſeien äußerſt freundlich gegen ihn geweſen; ſie ſelbſt äßen Skorpione und Spinnen, hätten ihm aber, da ſie geſehen, daß er dieſe beiden Leckerbiſſen nicht berührte, Wurzeln, Gummi und wilde Beeren gebracht; auch hätten ſie ihm, ſo oft ſie an ein Waſſer gekommen wären, ſtets geſtattet, zuerſt zu trinken.

21. Der Pavian als Hirte.

(Erzählung.)

(Nach Sir James E. Alexander's „Entdeckungsreise im Inneren Afrikas," Band II, Seite 229—230.)

Die Namaqua erzählen, vor Kurzem habe ein Mann einen jungen Pavian aufgezogen und zu seinem Hirten gemacht. Der Pavian blieb den ganzen Tag im Feld bei der Heerde und trieb sie Abends in das Dorf zurück, wobei er auf dem Rücken einer Ziege ritt, die hinterdreintrabte. Dem Pavian gehörte die Milch einer Ziege zu; nur an dieser sog er und hielt auch die Kinder von der Milch der andern Ziegen zurück. Auch gab ihm sein Herr wohl bisweilen ein wenig Fleisch. Ein Jahr lang that er so Dienste als Hirte, dann wurde er aber unglücklicherweise auf einem Baume von einem Leoparden getödtet.

IV. Löwen-Fabeln.

22. Der fliegende Löwe.

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 3—4 der Krönleinſchen Handſchrift.)

Vor Zeiten, ſo erzählt man, pflegte der Löwe zu fliegen, und dazumal vermochte Nichts vor ihm leben zu bleiben. Da er nun nicht wollte, daß die Knochen der Thiere zerbrochen würden, die er erjagt hatte, ſo beſtellte er ein Paar weißer Krähen zu Wächtern über die Knochen und ließ ſie in dem Kraale zurück, während er auf die Jagd ging. Aber eines Tages kam der große, dicke Froſch dahin, brach die Knochen in Stücke und ſprach dabei: „Weshalb kann Menſch und Vieh nicht länger leben?“ Und weiter ſagte er: „Wenn er kommt, ſo ſagt ihm nur, ich lebe dort an jenem Teiche; wenn er mich aufſuchen will, ſo mag er nur dorthin kommen.“

Der Löwe aber, der (auf Wild) lauerte, wollte juſt auffliegen, da fand er, daß er nicht fliegen konnte. Darüber ward er zornig und dachte ſich gleich, daß auf dem Kraale etwas nicht richtig ſei; ſo kehrte er heim. Dort angekommen, fragte er: „Was habt Ihr gemacht, daß ich nicht auffliegen kann?“ Da gaben ſie ihm zur Antwort: „Es kam ein Mann hieher, der brach die Knochen in Stücke und ſagte dabei: „Will er mich ſprechen, ſo mag er mich dort am Teiche ſuchen!“

Da ging der Löwe dorthin, und als er ankam, saß der Frosch just am Rande des Wassers; da versuchte der Löwe, ihn unbemerkt zu beschleichen. Als er gerade im Begriff war, ihn zu packen, sagte der Frosch: „Ho!“ tauchte unter, schwamm an die andere Seite des Teiches und setzte sich dort nieder. Der Löwe verfolgte ihn; da er seiner aber nicht habhaft werden konnte, kehrte er heim.

Seit jenem Tage, so sagt man, ging der Löwe auf seinen Füßen und begann (das Wild) zu beschleichen. Die weißen Krähen aber verstummten gänzlich seit jenem Tage, an dem sie gesagt hatten: „Von der Sache läßt sich Nichts sagen!“

---

23. Der Löwe, der sich für weiser hielt, als seine Mutter.

(Der Hottentottische Originaltext dieser Fabel findet sich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 31—33 der Krönleinschen Handschrift.)

Man erzählt, daß, als der Löwe und */gurikhoisip* (d. i. der einzige Mensch) mit dem Pavian, dem Büffel und andern Gefährten ein gewisses Spiel spielten, habe es in der *≠aroχaams* einen Gewitterregen gegeben.

Da geriethen der Löwe und */gurikhoisip* in Streit. „Ich werde auf's Regenfeld laufen!“ sagte der Löwe. Ebenso sagte */gurikhoisip:* „Ich werde auf's Regenfeld laufen!“ Da Keiner dem Andern nachgeben wollte, so gingen sie böse aus einander.

Darnach machte sich der Löwe auf, seiner Mutter zu erzählen, was sich zwischen ihnen zugetragen hatte. Da sprach seine Mutter zu ihm: „Mein Vater, hüte Dich vor Jenem, dem der Kopf aufrecht zwischen den Schultern sitzt,

der kneifende Waffen führt, der weiße Hunde hält, der mit dem Tigerſchweife geſchmückt einherſchreitet — o hüte Dich vor ihm!"

Der Löwe aber meinte: „Was brauch' ich mich vor Denen zu hüten, die ich kenne?" Die Löwin gab zur Antwort: „Mein Sohn hüte Dich vor Dem, der kneifende Waffen führt." Der Löwe wollte jedoch dem Rathe ſeiner Mutter nicht folgen, ſondern ging an demſelben Morgen, während es noch ſtockdunkel war, nach der *≠aroχaams* und legte ſich in einen Hinterhalt.

/gurikhoisip kam auch an jenem Morgen nach demſelben Platze. Dort angekommen, ließ er ſeine Hunde trinken und baden; darnach wälzten ſie ſich umher. Dann trank auch der Mann; als er damit fertig war, kam der Löwe aus dem Buſch. Die Hunde umſtellten ihn ſogleich, wie ſeine Mutter es ihm vorhergeſagt hatte, und */gurikhoisip* durchbohrte ihn mit dem Speer.

Als der Löwe gewahr wurde, daß er verwundet ſei, riſſen ihn zu gleicher Zeit die Hunde wiederum nieder. In dieſer Weiſe ermatteten ſeine Kräfte. Als ſeine Kraft nun von ihm gewichen war, ſagte */gurikhoisip* zu den Hunden: „Laßt ihn nun in Ruhe, auf daß er heimgehe und ſich von ſeiner Mutter unterweiſen laſſe." So ließen ihn die Hunde denn los und gingen heim, während er dort liegen blieb.

In derſelben Nacht wollte er gleichfalls nach Hauſe gehen, aber unterwegs verließ ihn wiederum ſeine Kraft und er jammerte:

„O Mutter! Hilf mir auf!
Großmutter! Hilf mir auf!
O weh! — Ach!"

Da hörte die Mutter mit dem Grauen des Morgenrothes ſeine Klage und ſprach:

„Mein Sohn, siehe, das ist es, was ich Dir vorhergesagt;
Hüte Dich vor Dem mit den kneifenden Waffen,
Der mit dem Tigerschweife sich schmückt,
Der weiße Hunde hat!
Ach, Du Sohn von mir, der Kurzohrigen,
Du mein kurzohriges Kind!
Du Sohn von mir, die ich rohes Fleisch fresse,
Der Du rohes Fleisch frissest!
Du Sohn von mir, die ich blutgefärbte Nüstern habe,
Du mit den blutgefärbten Nüstern!
Du Sohn von mir, die ich Sumpfwasser trinke,
Du Wassertrinker!“

---

24. Der Löwe in Frauengestalt.

(Der Hottentottische Originaltext dieser Fabel findet sich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 60—65 der Krönleinschen Handschrift.)

Mehrere Frauen, so erzählt man, gingen aus, um Feldkost zu suchen. Auf dem Heimweg setzten sie sich nieder und sprachen zu einander: „Laßt uns die Feldkost versuchen.“ Da merkten sie, daß die Feldkost der einen Frau süß, die der andern dagegen bitter war. Da sprachen sie unter einander: „Siehe, die Feldkost dieser Frau ist süß!“ und sie sagten zur Eigenthümerin der süßen Feldfrucht: „Wirf sie weg und suche nach andrer.“ *)

In Folge dessen warf sie die Feldfrucht fort und ging, sich frische zu sammeln. Nachdem sie eine genügende Menge

*) Süßliche Kräuter scheinen dem Hottentottischen Geschmack zuwider zu sein.

eingesammelt, kehrte sie um, die andern Frauen zu suchen, konnte dieselben indeß nicht auffinden.

Da ging sie hinunter zu dem Fluß, wo der Hase grade saß und Wasser schöpfte, und sie sprach zu ihm: „Hase, schöpfe mir Wasser, auf daß ich trinke!“ Der Hase gab indessen zur Antwort: „Aus diesem Becher dürfen allein mein Onkel und ich trinken!“

Und sie bat ihn wiederum: „Hase, schöpfe mir ein wenig Wasser und laß mich trinken!“ Der Hase aber gab dieselbe Antwort. Da entriß sie ihm den Becher und trank, er aber ließ den Becher in ihren Händen und eilte heim, um seinem Onkel die ihm angethane Schmach zu berichten.

Die Frau trank, stellte den Becher dann wieder hin und ging ihres Weges. Bald darauf kam der Löwe hinunter, und als er sie erspäht hatte, setzte er ihr nach. Als die Frau um sich blickte und den Löwen ankommen sah, sang sie folgendermaßen:

„Meine Mutter wollte mich nicht gehen lassen, Kräuter zu suchen,
Kräuter des Feldes, Frucht vom Felde,
Oho!“

Als der Löwe endlich die Frau eingeholt hatte, jagten sie einander um einen Dornbusch herum. Da sie nun mit Perlen und Armringen geschmückt war, sprach der Löwe: „Laß mich sie anlegen!“ Da lieh sie ihm den Schmuck, darnach weigerte er sich aber, ihr denselben wieder zurückzugeben.

So jagten sie einander wieder um den Dornbusch herum, bis der Löwe fiel; da sprang die Frau auf ihn und hielt ihn nieder. Da sprach der Löwe in einer Beschwörungsformel: „Liebe Tante, es ist nun Morgen und Zeit aufzustehen; erhebe Dich doch und laß mich los!“

Da ſtand ſie von ihm auf, und ſie jagten einander wieder um den Dornbuſch herum, bis die Frau niederfiel und der Löwe auf ſie zuſprang. Da redete ſie ihn an: „Mein Oheim! Es iſt Morgen und Zeit aufzuſtehen; erhebe Dich doch und laß mich los!“

So ſtand er denn auf, und ſie jagten wieder hinter einander her, bis der Löwe zum zweiten Male niederfiel. Als ſie nun auf ihn ſprang, ſagte er: „Liebe Tante! Es iſt Morgen und Zeit aufzuſtehen; erhebe Dich doch und laß mich los!“

Da ſtanden ſie denn wieder auf und jagten einander nach. Zuletzt fiel das Weib nieder. Als ſie dann wiederum die obige Beſchwörungsformel ausſprach, ſagte der Löwe: „*Hé Kha!* Iſt's wirklich Morgen und Zeit aufzuſtehen?“

Somit machte er ſich denn dabei, ſie aufzufreſſen, wobei er indeß Sorge trug, ihre Haut unverſehrt zu laſſen. Dieſe legte er dann nebſt den Kleidern und Schmuckſachen der Frau an, ſo daß er vollkommen wie die Frau ausſah, und ſo verkleidet ging er dann nach ihrem Kraale.

Als die vermeintliche Frau dort ankam, rief die kleine Schweſter ihr entgegen: „Lieb Schweſterchen, ſchenke mir doch ein wenig Milch ein!“ Sie gab ihr zur Antwort: „Ich werde Dir nichts einſchenken!“ Da wandte das Kind ſich an ſeine Mutter und bat: „Mütterchen, ſchenk' Du mir ein wenig Milch ein!“ Die Hausmutter ſagte: „Geh doch zu Deiner Schweſter und laß Dir von ihr Milch geben!“ Da ſprach das Kind wieder zu der vermeintlichen Schweſter: „Bitte, ſchenke mir doch ein wenig Milch ein!“ Sie wiederholte jedoch ihre Weigerung und ſagte: „Nein, ich will nicht!“ Da ſprach die Mutter zu der Kleinen: „Ich hatte ihr (d. h. der älteren Schweſter) die Erlaubniß verweigert, auf dem Felde Kräuter zu ſuchen,

und weiß nun nicht, was sich zugetragen haben mag. Geh nur zum Hasen und bitte ihn, Dir Milch einzuschenken."

Da gab der Hase ihr Milch, der Löwe aber sagte: „Laß mich mit Dir trinken!" Da ging die Kleine mit ihrem Bambus,*) der als Becher diente, zu der vermeintlichen Schwester, und Beide tranken Milch daraus. Dabei tröpfelte nun ein wenig Milch auf der Kleinen Hand, und der Löwe leckte es mit der Zunge auf. Als deren Schärfe nun Blut hervorlockte, leckte die vermeintliche Frau es auch auf.

Da klagte die Kleine bei der Mutter: „Mütterchen! Schwester kneift mir Löcher und saugt das Blut!" Die Mutter sagte: „Was für eine Löwennatur Deine Schwester von dem Wege mitgebracht, den zu machen ich ihr verboten hatte, das weiß ich in der That nicht."

) Bambus (//hoes*, fem. sg., im Plural *//hoeti)* nennt man im Namaqualande nicht ein Rohr, sondern ein hölzernes Trinkgefäß von ziemlich umfangreicher Größe, in welches hinein die Mädchen und Dienstboten die Kühe melken. Die warme schäumende Milch bringen sie dann in diesem Gefäß auf umgestülpter Hand in's Haus. Wer Lust und Appetit hat, nimmt den Bambus von der Hand der Ueberbringerin, trinkt so viel er will, wischt sich den Schaum vom Munde und gibt das Gefäß weiter. Ist aller Mund gesättigt, so wird der Inhalt der übrigen Bambusse in eine Kalabasse gegossen, um saure oder dicke Milch daraus zu machen, die zumeist als Kühlung und kräftigere Nahrung um Mittag genossen wird.

Der Bambus wird zumeist vom Hausvater selbst aus Weidenholz verfertigt, das man im Großfluß holt, oder aus Aruholz, das sich überall im Lande findet. Ist ein Block zu diesem Zwecke gut mit Fett und anderen Substanzen präparirt worden, so wird er mit einem eigens dafür vorhandenen krummen Messer ausgehöhlt, — eine Arbeit, welche die Männer meisterhaft verstehen. Hat das Gefäß seine Form erhalten, so wird es auch noch von außen durch Daraufbrennen von Rändern verziert. (Krönlein.)

Darauf kamen die Kühe nach Hause, und die ältere Schwester reinigte die Geschirre, um die Kühe zu melken. Als sie sich aber den Kühen mit einem Riemen näherte, um ihnen die Hinterfüße zu binden,*) da wollte sich keine einzige von ihr melken lassen.

Da sprach der Hase: „Warum stehst Du nicht vor der Kuh?“ Sie versetzte dagegen: „Hase! Rufe Deinen Bruder und steht Ihr Beide vor der Kuh!“ Ihr Mann aber sagte: „Was ist über sie gekommen, daß die Kühe sich nicht von ihr melken lassen? Es sind ja doch dieselben Kühe, die sie stets melkt!“ Die Hausmutter sagte: „Was hat sich diesen Abend zugetragen? Das sind ja doch dieselben Kühe, die sie stets ohne Beistand melkt. Was mag sie überkommen sein, daß sie in der Gestalt einer Frau, aber mit der Natur eines Löwen heimgekehrt ist?“

Da sagte die ältere Tochter zu ihrer Mutter: „Ich werde die Kühe nicht melken.“ Mit diesen Worten setzte sie sich hin. Die Mutter sprach dann zum Hasen: „Bringe mir nur die Bambusse (Milchbehälter), dann will ich melken. Ich weiß nicht, was über die Dirne gekommen ist.“ So melkte die Mutter denn selbst die Kühe, und darnach brachte der Hase die Bambusse nach dem Hause der jungen Frau,

---

*) Beim Melken werden Kühen wohl die Hinterfüße gebunden. Zahme Thiere bedürfen dieser Vorsicht nicht einmal; sie stehen still, sobald das Milchmädchen sich mit seinem „Pst!“ ihnen nähert. Nur sehr wilde Thiere erfordern weitere Hilfeleistungen. (Krönlein.)

Daß unter den Hottentotten die Mädchen und Frauen die Kühe melken (wie die Sanskritische Tochter, die ja *duhitri*, d. h. Melkerin heißt), unterscheidet diese Nation in sehr bedeutsamer Weise von ihren Kaffrischen Nachbarn, unter denen dies stets Sache der Männer und Knaben ist, wie ja bei den letzteren Frauenzimmer fast gar nichts mit den Rindern zu thun haben dürfen.

welcher auch ihr Gatte sich befand. Sie aber (d. i. die vermeintliche Frau) gab dem Gatten Nichts zu essen.

Als sie aber zur Nachtzeit in Schlummer gefallen war, flogen einige Löwenhaare heraus; da die Leute das gewahr wurden, riefen sie aus: „Wahrlich, dies ist ein ganz andres Wesen! Darum wollten sich auch die Kühe nicht von ihr melken lassen."

Die Bewohner des Kraals machten sich alsbald daran, die Hütte abzubrechen, in der der Löwe schlafend lag. Während sie nun die Matten abnahmen, sprachen sie die folgende Beschwörungsformel: „Wenn Du uns geneigt bist, o Matte, so gib den Ton *sawa* von Dir!" (d. h. mache kein Geräusch!)

Und zu den Pfählen, auf denen die Hütte ruhte, sagten sie: „Wenn Du uns geneigt bist, o Pfahl, mußt Du den Laut *ǂgara* von Dir geben!"

Auch die Bambusse und Bettfelle redeten sie in ähnlicher Weise an.

So entfernten sie die Hütte mit allem Zubehör ganz still und geräuschlos. Dann nahmen sie Grasbüschel, legten sie auf den Löwen und steckten sie dann in Brand, wobei sie sagten: „Bist Du mir freundlich geneigt, o Feuer, so mußt Du so aufflammen: *bubu!* ehe Du an das Herz gelangst."

So flammte das Feuer denn in dieser Weise auf, als es an das Herz kam; da sprang das Herz der getödteten Frau heraus und fiel auf die Erde. Die Hausmutter hob es dann auf und legte es in eine Kalabasse.

Und der Löwe sprach mitten aus dem Feuer heraus: „Deine Tochter hat mir doch gut geschmeckt!" Die Mutter des Hauses gab ihm dagegen zur Antwort: „Ja, Du hast auch dafür jetzt einen recht angenehmen Platz!"

Nun nahm die Mutter des Hauses die erste Milch von allen Kühen, welche kalbten, und that sie in die Kalabasse, darinnen ihrer Tochter Herz war; die Kalabasse vergrößerte sich in dieser Weise, und mit ihr wuchs auch das Mädchen darinnen.

Als die Hausfrau nun eines Tages ausging, Holz zu holen, sprach sie zum Hasen: „Bis ich zurückkomme, muß Alles nett in Ordnung sein!“ Während der Abwesenheit der Mutter kam nun das Mädchen aus der Kalabasse hervor und brachte das Innere des Hauses hübsch in Ordnung, ganz wie sie es in früheren Tagen gewohnt gewesen war. Dann sprach sie zum Hasen: „Wenn Mutter heimkommt und fragt: ‘Wer hat all dies gethan?’ so mußt Du sagen: ‘Ich, der Hase, that’s!’ Nach alle Dem versteckte sie sich im Steiger.*)

Als die Hausmutter nun nach Hause kam, sagte sie: „Hase, wer ist hier gewesen? Es sieht ganz so aus wie zu der Zeit, da meine Tochter noch Alles in Ordnung zu halten pflegte.“ Der Hase sagte: „Das habe ich gethan!“ Aber die Mutter wollte es nicht glauben und guckte in die Kalabasse. Als sie nun sah, daß diese leer war, suchte sie im Steiger und fand ihre Tochter daselbst. Da umarmten sie sich und küßten einander, und seit dem Tage blieb die Tochter bei der Mutter und that Alles, wie sie es von früherher gewohnt war; verheirathet hat sie sich aber nicht wieder.

*) Der Steiger (Hottentottisch +*hāp*) ist derjenige Holzapparat im Mattenhause, der Thüre gegenüber im Hintergrunde befindlich, woran die Namaqua ihre Bambusse, Fellsäcke und sonstigen Habseligkeiten hängen, und unter welchem die Frauen ihre Binsen bewahren, die zum Anfertigen von Matten dienen. (Krönlein.)

25. Das Weib in Löwengestalt.

(Erzählung.)

(Nach Sir James E. Alexander's „Entdeckungsreise im Inneren Afrikas", Bd. II, S. 197—198.)

Ein Hottentotte reiste einst mit einer Buschmannsfrau, die ein Kind auf dem Rücken trug. Sie hatten schon eine ziemliche Strecke Weges zurückgelegt, als ein Trupp wilder Pferde sichtbar wurde.

Da sprach der Mann zu der Frau: „Mich hungert, und ich weiß, daß Du Dich in einen Löwen verwandeln kannst; so thu es, ich bitte Dich, und fange uns ein wildes Pferd, auf daß wir etwas zu essen bekommen." Das Weib gab zur Antwort: „Du wirst Dich aber vor mir fürchten!" „O nein!" rief der Mann; „ich fürchte mich nur davor, Hungers zu sterben, aber nicht vor Dir!"

Während er noch sprach, da begann schon hinten aus dem Nacken des Weibes Haar hervorzuwachsen, ihre Nägel nahmen allmählich die Gestalt von Klauen an, und ihre Gesichtszüge veränderten sich. Dann setzte sie das Kind nieder.

Diese Gestaltsveränderung beunruhigte den Mann so sehr, daß er schnell einen nahen Baum erklomm. Das Weib schaute ihn mit funkelnden Augen an, ging dann auf die Seite, zog ihren Fellrock aus, und siehe! da stürzte ein vollkommener Löwe auf die Ebene hinaus. Der schlich zwischen den Büschen dahin, prallte dann mitten unter die wilden Pferde und sprang auf eins derselben. Es fiel nieder, und der Löwe leckte sein Blut.

Dann kehrte der Löwe dahin zurück, wo das Kind schrie, und der Mann rief vom Baum herab: „Genug! genug! thu mir nur Nichts zu Leide! Lege Deine Löwengestalt doch ab, ich werde Dich auch niemals mehr bitten, mich's wieder sehen zu lassen!"

Der Löwe sah ihn scharf an und knurrte. „Ich bleibe hier, bis ich todt bin," rief der Mann, „wenn Du nicht wieder eine Frau wirst."

Da begannen Mähne und Schwanz zu verschwinden; der Löwe ging nach dem Busche zu, woselbst der Fellrock lag, zog ihn an, und siehe! die Frau in ihrer eignen Gestalt nahm das Kind wieder auf. Dann kam auch der Mann herab und aß mit von dem Fleische des Pferdes. Er hat aber die Frau später nie wieder gebeten, Wild für ihn zu jagen.

---

26. Der Löwe und der Buschmann.

(Erzählung.)

(Nach Sir James E. Alexanders „Entdeckungsreise im Inneren Afrikas", Bd. II, S. 51.)

Ein Buschmann folgte einst einem Trupp Zebras, und es war ihm soeben geglückt, eins davon mit seinen Pfeilen zu verwunden, als ein Löwe aus einem gegenüberliegenden Dickicht hervorsprang und geneigt schien, ihm den Preis streitig zu machen.

Dem Buschmann kam in dieser Noth ein naher Baum äußerst gelegen, er warf schnell seine Waffen fort und kletterte zu größerer Sicherheit auf einen der höchsten Aeste. Der Löwe ließ das verwundete Zebra laufen und widmete seine ganze Aufmerksamkeit dem Buschmanne. Er wanderte um den Baum herum, wobei er von Zeit zu Zeit knurrte und wüthend nach dem Buschmann hinaufblickte.

Endlich legte sich der Löwe unter dem Baume nieder und blieb dort die ganze Nacht als Schildwache. Gegen

Morgen wurde der Buſchmann, der ſich bis dahin wach gehalten hatte, vom Schlaf übermannt.

Da träumte er, er ſei in des Löwen Rachen gefallen. Darüber erſchreckt, fuhr er auf, verlor ſeinen Halt, fiel von dem Aſte herab und kam mit der ganzen Schwere ſeines Körpers auf den Löwen nieder.

In Folge dieſer unverhofften Begrüßung lief das Ungethüm mit lautem Gebrüll davon, und der Buſchmann, der gleichfalls, aber in entgegengeſetzter Richtung, ſein Heil in der Flucht ſuchte, entkam glücklich.

V. Fabeln verschiedener Art.

Der Elephant.

Du große Akazie, Du Zweigreiche!
Du Ebenholzbaum, um den viele Blätter gestreut sind.
(Krönlein, S. 39.)

---

27. Wie eine Nama-Frau die Elephanten überlistete.

(Der Hottentottische Originaltext dieser Fabel findet sich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 1—8 der Krönleinschen Handschrift.)

Ein Elephant, so wird erzählt, heirathete eine Nama-Hottentottin. Diese bekam einmal Besuch von ihren Brüdern, die aber aus Furcht vor dem Elephanten sich nicht sehen lassen durften.

Die Schwester ging nun aus als wie zum Holzholen, und als sie ihre Brüder traf, steckte sie dieselben zwischen das Holz, brachte sie nach Hause und legte sie auf den Steiger.*) Dann sagte sie: „Ist denn auch wohl, seit ich in diesen Kraal hineingeheirathet habe, ein kniehaarloser (Hammel) für mich geschlachtet?"

Ihre blinde Schwiegermutter sprach dagegen: „Die Frau meines ältesten Sohnes redet von Dingen, über die sie früher nie gesprochen."

*) Vergleiche die Anmerkung auf S. 43.

Inzwiſchen kam der Elephant an, der im Felde geweſen war, roch etwas und ſcheuerte ſeinen Rücken an dem Hauſe. „Nun,“ ſagte ſein Weib, „was Du mir noch nie erlauben wollteſt zu thun, das will ich jetzt thun. Wann war es, daß Du für mich einen kniehaarloſen (Hammel) geſchlachtet haſt?“

Da ſprach die Schwiegermutter zu ihm: „Da ſie Dinge ſpricht, die ſie zuvor nie geredet hat, ſo thue, was ſie wünſcht.“

So ward denn ein Widder (für ſie) geſchlachtet. Den briet ſie ganz; dann legte ſie in derſelben Nacht (nach der Abendmahlzeit) ihrer Schwiegermutter folgende Frage vor: „Wie athmet Ihr, wenn Ihr den Lebensſchlaf ſchlaft (d. h. mit halbem Bewußtſein)? und wie, wenn Ihr den Todesſchlaf ſchlaft (d. h. tiefen Schlaf)?“

Da antwortete die Schwiegermutter: „Hm! ein geſprächreicher Abend; wenn wir den Todesſchlaf ſchlafen, athmen wir ſo: *sũi, sũi!* und wenn wir den Lebensſchlaf ſchlafen, dann athmen wir ſo: *χou !awaba! χou !awaba!*“

Darauf machte die Frau, während die Elephanten ſich zur Ruhe begaben, Alles zurecht. Dann lauſchte ſie auf ihr Schnarchen, und ſobald ſie hörte, daß ſie *sũi, sũi* ſchliefen, erhob ſie ſich vom Lager und ſprach zu ihren zwei Brüdern: „Der Todesſchlaf iſt über ihnen; kommt, wir wollen uns auf und davon machen!“ Sie ſtanden auf, gingen hinaus und brachen die Hütte ab,*) um Alles mitzunehmen, was ſie konnten. Dann nahmen ſie all ihre

*) Da die Hütten der Hottentotten nur aus von Binſen angefertigten Matten beſtehen, welche über ein Flechtwerk aus gebogenen dünnen und langen Stäben gebreitet werden, ſo können ſie von den Eingebornen auf ihren nomadiſchen Zügen mitgeführt werden. (Siehe die Beſchreibung des Hüttenbaues am Ende der Vorrede.)

nöthigen Geräthschaften und sagten dabei: „Das Ding, welches Geräusch macht, will meinen Tod!“ Da blieb denn Alles ruhig.

Als ihre beiden Brüder nun aufgepackt hatten, ging sie mit ihnen zum Viehe hin; aber eine Kuh, ein altes Schaf und eine Ziege ließen sie daheim. Diese wies sie nun an, indem sie zunächst zur Kuh sprach: „Du mußt nicht brüllen, als seiest Du allein, wenn Du nicht meinen Tod wünschest.“ Gleiches befahl sie dem Schaf und der Ziege.

So machten sie sich mit all dem andern Vieh auf den Weg, und die Zurückgebliebnen brüllten die ganze Nacht hindurch, als wären ihrer viele, und da sie brüllten, als seien noch alle da, so dachte der Elephant: „O, sie sind alle da!“

Als er indeß am Morgen aufstand, da merkte er, daß sein Weib mit allem Vieh auf und davon sei. Da nahm er seinen Stock in die Hand und sprach zu seiner Mutter: „Falle ich, so wird die Erde erdröhnen.“

Mit diesen Worten eilte er ihnen nach. Als sie ihn ankommen sahen, bogen sie aus, rannten sich in einer Felsspalte fest und sprachen: „Wir sind die Vorläufer eines gewaltigen (Reise-)Zuges; Stein meiner Vorältern! öffne Dich für uns!“ Da öffnete sich der Fels, und als sie hindurchgegangen waren, schloß er sich wieder (d. h. hinter ihnen).

Dann kam auch der Elephant und sprach zum Felsen: „Stein meiner Vorfahren, öffne Dich auch mir!“ Da öffnete sich der Fels, aber als der Elephant in ihn hineingegangen war, schloß er sich über ihm. So starb der Elephant.

Da dröhnte die Erde, und die Mutter in ihrer Hütte sprach: „Wie mein ältester Sohn gesagt, so ist es geschehen: die Erde erbebt.“

28. Kupfer und Wetter, oder die böſe Schweſter.

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 15—16 der Krönleinſchen Handſchrift.)

Kupfer und Wetter, ſo erzählt man, waren Mann und Frau und hatten eine Tochter, welche unter Leute anderen Stammes heirathete.

Da kamen ihre drei Brüder, ihr einen Beſuch zu machen; ſie erkannte dieſelben aber nicht, obſchon die Leute ſagten: „Siehſt Du denn nicht, daß es Deine Brüder ſind?“ Sie entſchloß ſich, ſie in der Nacht zu tödten. Jene hatten aber ein Perlhuhn zum Wächter.

Da nun des Kupfers und Wetters Tochter ſich heranſchlich, in der Abſicht die Männer zu tödten, da gakelte das Perlhuhn, um ſie zu warnen, doch ja auf ihrer Hut zu ſein.

So wurden ſie diesmal von der Gefahr in Kenntniß geſetzt; darnach aber ſchliefen ſie wiederum ein.

Da ſchlich die Schweſter zum andern Male auf ſie zu. Das Perlhuhn gakelte wiederum, dabei aber zerriß es den Strick, womit es angebunden war, und eilte heim. Darauf tödtete jene ihre Brüder.

Als das Perlhuhn beinahe nach Hauſe gekommen war, da fing es an zu jammern:

„Des Kupfers und Wetters Tochter hat ihre Brüder getödtet,
Ach! ihre Brüder hat ſie getödtet!“

Das hörte die Frau und ſprach zu ihrem Manne:

„Hörſt Du nicht, was der Vogel beweint,
Der Du hier auf dem Boden ſitzeſt, Bambuſſe bereitend?“

Da ſprach der Mann: „Wohlan! verwandle Dich in ein mächtiges Ungewitter, ich will dann ein ſtarker Wind werden.“

Demgemäß verwandelten ſie ſich; und als ſie in ſolcher Geſtalt in die Nähe des Kraales gekommen waren, woſelbſt man ihre Söhne getödtet hatte, vereinigten ſie ſich und wurden zu Feuer; und in der Geſtalt eines Feuerregens verbrannten ſie den Kraal und ſämmtliche Einwohner.

VI. Sonne und Mond.

29. Warum hat der Schakal einen langen ſchwarzen Streifen auf dem Rücken?

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 16 der Krönleinſchen Handſchrift.)

Die Sonne, ſo erzählt man, befand ſich einſt auf der Erde. Die Menſchen waren damals gerade im Umzug begriffen und ſahen ſie wohl am Wege ſitzen, gingen aber, ohne ſie zu beachten, vorüber.

Der Schakal aber, der hinter ihnen herkam und die Sonne auch da ſitzen ſah, ging zu ihr heran und ſprach: „Solch ein hübſches Kindlein laſſen die Menſchen zurück?“

Er hob die Sonne dann auf und ſteckte ſie in das Awafell, das er auf dem Rücken trug. Da es ihn aber brannte, ſo ſprach er: „Komm herab!“ und ſchüttelte ſich; die Sonne klebte aber auf ſeinem Rücken feſt und brannte von dem Tag an des Schakals Rücken ſchwarz.

30. Die Sonne und das Pferd.

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Klein-Namaqualändiſchen Fabel findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 53 der Krönleinſchen Handſchrift.)

Einſt war, ſo erzählt man, die Sonne auf Erden, die nahm ſich das Pferd und ritt auf ihm. Das Pferd war aber nicht im Stande, das Gewicht der Sonne zu tragen, nnd deshalb trat der Ochs an ſeine Stelle und trug die Sonne auf dem Rücken. Seit jenem Tag iſt das Pferd mit folgendem Fluche belegt, weil es der Sonne Gewicht nicht tragen konnte:

„Von heut ab ſollſt Du eine beſtimmte Todeszeit haben;*)
Dies iſt Dein Fluch, daß Dir eine beſtimmte Todeszeit geſetzt iſt;
Und Tag und Nacht ſollſt Du eſſen,
Aber die Begierde Deines Herzens ſoll nicht geſtillt werden,
Ob Du auch graſeſt bis zum Morgengrauen, und abermals bis gen Sonnenuntergang!
Siehe, das iſt das Urtheil, welches ich Dir auferlege."

So ſprach die Sonne. — Seit jenem Tage nahm des Pferdes beſtimmte Todeszeit ihren Anfang.

*) Vom Januar bis März herrſcht jährlich faſt regelmäßig im Namaqualande eine Pferdeſeuche, die den größten Theil dieſer ſchönen Thiere hinwegrafft, wenn dieſelben nicht während dieſer Zeit zur Vorſicht aus dem Innern nach */Aus* geſandt worden ſind. Dies */Aus* liegt in dem ſchmalen Landſtrich längs der Seeküſte, der nicht wie der übrige Theil des Landes Gewitterregen, ſondern, wie die Kolonie, Seeregen hat. Man ſchreibt das Entſtehen den Thautropfen zu, die in der Gewitterregenzeit am frühen Morgen auf den jungen Grashalmen glänzen und giftig ſein ſollen. Der Tod erfolgt ſehr plötzlich nach dem Genuſſe ſolches bethauten Graſes. (Krönlein.)

31. Der Urſprung des Todes.

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 33—34 der Krönleinſchen Handſchrift.)

Der Mond, ſo wird erzählt, ſandte einſt ein kleines Thierchen zu den Menſchen und ſprach: „Geh zu den Menſchen und ſage ihnen: Wie ich ſterbe und ſterbend lebe, ſo ſollt auch Ihr ſterben und im Sterben leben!“

Das Thierchen ſchlich mit der Botſchaft ſeines Weges dahin; da ward es von dem Haſen eingeholt, der es fragte: „Was ſuchſt Du denn?“ Da gab das Thierchen zur Antwort: „Ich bin vom Mond zu den Menſchen geſandt, um ihnen zu ſagen, daß, wie er ſtirbt und ſterbend lebt, ſo ſollen ſie auch ſterben und im Sterben leben.“ Da ſagte der Haſe: „Da Du ein langſamer Bote biſt, ſo laß mich nur ſtatt Deiner gehen, die Botſchaft auszurichten.“

Mit dieſen Worten eilte er davon, und als er zu den Menſchen gekommen war, ſagte er: „Ich bin vom Mond geſandt, Euch zu ſagen: Wie ich ſterbe und, wenn geſtorben, für immer todt bin, ſo ſollt auch Ihr ſterben und im Tode vergehen!“

Darauf ging der Haſe zum Mond zurück und berichtete ihm, was er den Menſchen geſagt. Da ward der Mond zornig und ſchalt den Haſen folgendermaßen: „Wie darfſt Du es wagen, den Leuten etwas zu verkünden, das ich gar nicht geſagt habe?“ Bei dieſen Worten ergriff er ein Stück Holz und ſchlug ihn auf die Naſe. Seit jenem Tag iſt des Haſen Naſe geſpalten.

32. Der Urſprung des Todes.

(Andere Ueberlieferung.)

(Nach H. C. Knudſen's „Großnamaqualand", 12., Barmen 1848, Seite 27—28.)

Der Mond ſtirbt und wird wieder lebendig. Der Mond ſprach zum Haſen: „Gehe zu den Menſchen und ſage ihnen: Wie ich ſterbe und wieder lebendig werde, ſo ſollt auch Ihr ſterben und wieder lebendig werden!"

Der Haſe ging zu den Menſchen und ſagte: „Wie ich ſterbe und nicht wieder lebendig werde, ſo ſollt auch Ihr ſterben und nicht wieder lebendig werden."

Als er zurückkam, fragte der Mond: „Was für eine Botſchaft haſt Du denn den Menſchen gebracht?" „Ich habe geſagt: Wie ich ſterbe und nicht wieder lebendig werde, ſo ſollt auch Ihr ſterben und nicht wieder lebendig werden."

„Was?" rief der Mond, „das haſt Du geſagt?" und er nahm einen Stock und ſchlug ihn auf den Mund; da ſpaltete ſich ſein Mund. Der Haſe aber floh und flieht noch.*)

---

33. Der Urſprung des Todes.

(Dritte Ueberlieferung.)

(Nach einer Originalhandſchrift in Sir G. Grey's Bibliothek, von Mr. John Prieſtley engliſch verfaßt.)

Einſt ſandte der Mond den Haſen auf die Erde nieder, um den Menſchen zu verkünden, daß wie er (nämlich der

*) „Wir ſind jetzt böſe auf den Haſen," ſagen die alten Namaqua, „weil er ſo ſchlechte Botſchaft gebracht hat, und wollen ſein Fleiſch nicht eſſen."

Mond) hinſtürbe und wieder lebendig würde, ſo ſollte auch ein jedes Menſchenkind ſterben und wieder lebendig werden.

Anſtatt aber nun die Botſchaft genau auszurichten, ſagte der Haſe, ſei es nun aus Vergeßlichkeit oder aus Böswilligkeit, den Menſchen, daß, wie der Mond erſchiene und hinſtürbe, ſo ſollten auch die Menſchen ſterben und nicht wieder lebendig werden.

Als der Haſe dann zum Monde zurückgekehrt war, wurde er von demſelben befragt, ob er ſeine Botſchaft ausgerichtet habe. Wie nun der Mond erfuhr, was jener gethan, ward er ſo zornig, daß er ein Beil ergriff, um den Haſen den Kopf zu ſpalten. Da der Schlag aber zu kurz geführt wurde, ſo fiel das Beil auf die Oberlippe des Haſen nieder und verletzte dieſelbe nicht unbedeutend. Daher ſtammt nun die ſogenannte Haſenſcharte, welche noch jetzt zu ſehen iſt.

Da der Haſe nun über eine ſolche Behandlung höchſt empört war, ſo nahm er ſeine Nägel zu Hilfe und zerkratzte damit des Mondes Antlitz. Die dunkeln Partien nun, die wir noch jetzt an der Oberfläche des Mondes wahrnehmen, ſind die Schrammen, die er bei dieſer Gelegenheit erhielt.

---

34. Der Urſprung des Todes.

(Vierte Ueberlieferung.)

(Nach Sir James E. Alexander's „Entdeckungsreiſe im Inneren Afrika's," Band I, Seite 169.)

Der Mond, ſo erzählt man, wünſchte eine Botſchaft die Menſchen zu ſenden, und der Haſe ſagte, er wolle

ſie überbringen. „Eile denn," ſprach der Mond, „und ſage den Menſchen, daß, wie ich dahinſterbe und wieder erneuert werde, ſo ſollen ſie auch wieder erneuert werden."

Der Haſe aber betrog die Menſchen und ſagte: „Wie ich ſterbe und vergehe, ſo ſollt auch Ihr's!" *)

---

35. Was ſich die Zulu's vom Urſprung des Todes erzählen.

(Der Zuluſche Originaltext dieſes Mythus findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf S. 2—7 der „Zulu-Legends", Nr. 214 der „Afrikaniſchen philologiſchen Sammlung".)

Gott *(Unkulunkulu)* ſtieg von unten (dem Sitze der Geiſterwelt nach der Anſchauungsweiſe der Zulu's) empor und ſchuf im Anfange**) Menſchen, Thiere und alle Weſen. Dann rief er das Chamäleon und ſprach zu ihm: „Geh, Chamäleon, und ſage den Menſchen: Sie ſollen nicht ſterben!"

Das Chamäleon machte ſich auf, aber es ging gar langſam und ſäumte auf dem Wege, um von einem Strauche, *Bukwebezane* genannt, zu ſchmauſen.

Als es ein Weilchen fort war, ſandte ihm Gott den Salamander nach und gebot ihm ſchnell zu laufen, um den

---

*) Die alten Namaqua genießen deshalb kein Haſenfleiſch, die jungen Leute jedoch laſſen es ſich ſchmecken, ſo lange als ſie noch nicht für mannbar erklärt ſind. Dieſe letztere Ceremonie beſteht einfach im Schlachten und gemeinſchaftlichen Verzehren eines Ochſen oder etlicher Schafe. (Sir James E. Alexander. Vergl. jedoch Kolb, Seite 426 und Seite 487.)

**) „*Ohlangeni*," ſiehe Colenſo's „Zulu-English Dictionary," Seite 179.

Menschen zu verkünden, daß sie sterben sollten. Der Salamander machte sich mit dieser Botschaft auf den Weg, überholte das Chamäleon, kam zuerst bei den Menschen an und verkündete ihnen, sie müßten sterben.*)

*) In Nr. 24 der „Gartenlaube" 1863 findet sich unter der Rubrik „Blätter und Blüthen", ohne Angabe der Quelle, folgende Version dieser Zulu-Fabel:

Nachdem die Menschen geschaffen waren, gefielen sie dem großen Gott Umukunkulu (soll heißen „Unkulunkulu"), und er schickte das Chamäleon zu ihnen mit der Nachricht, daß sie niemals sterben sollten. Als dies bekannt wurde, so war große Freude auf Erden. Die Menschen betranken sich bei Tag und Nacht und thaten, was ihnen nur in den Sinn kam. Da merkte der Gott Unkulunkulu, daß er einen faux pas gemacht habe. Er schickte nun die Eidechse herunter und, weil es für den Unkulunkulu als Gott nicht passend gewesen wäre, sein Wort zu brechen, so mußte die Eidechse den Kaffern erzählen, das Chamäleon habe gelogen. Als die Kaffern solches erfuhren, ergrimmten sie sehr über das Chamäleon und machten Jagd, um es umzubringen. Das Chamäleon aber entsetzte sich dermaßen, daß es ganz weiß wurde vor Schrecken, und da es zuvor braun gewesen war, so erkannten es die Kaffern nun nicht mehr, und es entging der Verfolgung. Seit dieser Zeit ist bei den Menschen der Tod und beim Chamäleon der Farbenwechsel üblich geworden.

VII. Sagen.

36. Heitsi-Eibip.

(Nach einer Originalhandſchrift in Sir G. Grey's Bibliothek, Knudſen's Notizen über das Hottentottenvolk, Seite 7.)

Heitsi-Eibip oder *Kabip* war ein großer, berühmter Wundermann unter den Namaqua. Er war im Stande, geheime Dinge zu enthüllen und im Voraus zu verkünden, was ſpäter geſchehen ſollte.

Einmal iſt er mit vielem Volke gezogen, und ein feindlicher Haufe jagte ihnen nach. Als ſie nun an ein Waſſer kamen, ſprach er: „Du Vater meines Großvaters, öffne Dich und laß mich hindurch; dann, bitte, ſchließe Dich wieder!“ Es geſchah, wie er geſagt, und ſie kamen ſicher hindurch. Da verſuchten die Feinde denn auch durch die Oeffnung hindurch zu kommen; da ſie aber mitten drinnen waren, ſchloß ſie ſich über ihnen, und ſie kamen um.*)

Heitsi-Eibip oder *Kabip* iſt mehrere Male geſtorben und wieder lebendig geworden. Wenn die Hottentotten an einer der Stellen vorbeikommen, wo er begraben ſein ſoll,

*) Knudſen, der dieſe Sage dem Hottentotten Petrus Frederick nacherzählt, vernahm ſpäter, daß *Heitsi-Eibip* eigentlich gar nicht in ihr genannt werde. Sie hat große Aehnlichkeit mit dem Schluß der 27. Fabel von der Frau, die die Elephanten überliſtet.

so werfen sie einen Stein auf das vermeintliche Grab, wodurch sie glauben, sich Glück zu verschaffen.

Heitsi-Eibip konnte allerlei verschiedene Gestalten annehmen. Bald erschien er schön, ja sehr schön; dann wurde sein Haar lang, daß es ihm bis über die Schultern hing, zu andern Zeiten wurde es wiederum ganz kurz.

---

37. Der Sieg des Heitsi-Eibip.*)

(Nach einer Originalhandschrift in Sir G. Grey's Bibliothek, Knudsen's Notizen über das Hottentottenvolk, S. 7.)

Zuerst waren es ihrer zwei. Der Eine hatte ein großes Loch in die Erde gegraben und saß dabei. Wenn nun Leute vorüberzogen, so forderte er sie auf, ihm einen Stein an die Stirn zu schleudern. Versuchten sie dies, so prallte der Stein ab und tödtete denjenigen, der ihn geworfen hatte; der fiel dann in das Loch.

Endlich kam es zu den Ohren des *Heitsi-Eibip*, daß auf diese Weise viele Menschen umkämen. Da machte er sich denn auf und kam zu dem Mann; der richtete denn auch an *Heitsi-Eibip* die Aufforderung, nach ihm zu werfen.

Der Letztere indessen war viel zu klug dazu und weigerte sich; er lenkte vielmehr die Aufmerksamkeit des Andern auf einen zur Seite befindlichen Gegenstand, und während jener sich danach umsah, traf *Heitsi-Eibip* ihn

---

*) Sir James E. Alexander im zweiten Bande seiner „Entdeckungsreise im Inneren Afrikas" bemerkt auf S. 950: „Am 3. August langte der Wagen zu Aneip (oder „Naßfuß") an, und ich verließ mit Jan Buys und etlichen Anderen unsere Route, um eine Grube zu sehen, die von *Heitsi-Eibip* bewohnt gewesen sein sollte, und welche das Wunder der ganzen Umgegend war".

hinter dem Ohre, daß er ſtarb und in ſein eignes Loch fiel.

Seitdem herrſchte Frieden im Lande, und die Menſchen lebten glücklich und zufrieden.

---

38. Heitsi-Eibip's Sieg.

(Andere Ueberlieferung.)

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Sage findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 36 der Krönleinſchen Handſchrift.)

— — — Alle Menſchen, welche jener Grube nahekamen, ſtieß der *ǂGã‡gorip* (der In-die-Grube-Stoßer) hinein, da ihm die Lage derſelben wohlbekannt war. Inzwiſchen kam der *Heitsi-Eibip* (auch *Heigeip* genannt) und ſah, wie der *ǂGã‡gorip* mit den Leuten umging.

Da begannen die Beiden, einander um die Grube herumzujagen, wobei ſie ausriefen:

„Stoß den *Heigeip* hinunter!"
„„Stoß den *ǂGã‡gorip* hinunter!""
„Stoß den *Heigeip* hinunter!"
„„Stoß den *ǂGã‡gorip* hinunter!""

Mit dieſen Worten jagten ſie einander eine Zeit lang um die Grube herum, endlich aber ward der *Heigeip* hinuntergeſtoßen. Da ſprach er zur Grube: „Unterſtütze mich ein wenig!" und ſie that es. So unterſtützt kam er heraus, da jagten ſie einander wieder mit denſelben Worten:

„Stoß den *Heigeip* hinab!"
„„Stoß den *ǂGã‡gorip* hinab!""

Zum zweiten Male ward der *Heigeip* hinabgeſtoßen

und ſprach die nämlichen Worte: „Unterſtütze mich ein wenig, o Grube!“ und kam ſo abermals heraus.

Noch einmal jagten die Beiden einander herum, bis endlich der *≠Gã≠gorip* hinabgeſtoßen wurde. Der kam aber nicht wieder heraus. Seit jenem Tag athmeten die Menſchen wieder friſch auf und hatten Ruhe vor ihrem Feinde, da derſelbe überwunden war.

---

39. Der Roſinenеſſer.

(Der Hottentottiſche Originaltext dieſer Sage findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 34—35 der Krönleinſchen Handſchrift.)

Als *Heitsi-Eibip* mit ſeiner Familie einſt eine Reiſe machte, kamen ſie in ein Thal, woſelbſt der Roſinenbaum reif war; daſelbſt ward er von einer ſchweren Krankheit befallen.

Da ſprach ſeine junge Frau (die zweite): „Dieſer Tapfre hat von den Roſinen dieſes Thales gekoſtet und iſt von ſchwerer Krankheit befallen. Dies iſt der Ort des Todes.“

Der alte Mann (d. h. *Heitsi-Eibip*) aber ſprach zu ſeinem Sohne *!Urisip* (dem Weißlichen): „Ich werde nicht leben bleiben, ich fühle es; nun ſollſt Du mich, wenn ich todt bin, mit platten Steinen leicht bedecken.“

Und weiter ſprach er: „Folgendes nun befehle ich Euch an: Von den Roſinen dieſes Thales ſollt Ihr nicht eſſen. Denn wenn Ihr von denſelben eſſet, ſo werde ich Euch anſtecken, und Ihr werdet ſicherlich desſelben Todes ſterben.“

Da ſprach ſein junges Weib: „Er iſt erkrankt, da er

von den Roſinen dieſes Thales genoſſen. Laßt uns ihn ſchnell begraben und alsbald von dannen gehen!"

Und er ſtarb; ſie aber bedeckten ihn, wie er befohlen, ſanft mit platten Steinen. Dann verließen ſie die Stelle.

Als ſie nun nach einem andern Platze gezogen waren und dort ihre Habſeligkeiten abgeladen hatten, vernahmen ſie beſtändig auf der Seite, von dannen ſie gekommen waren, ein Geräuſch, als ob Leute Roſinen äßen und dazu ſängen. So hörte das Eſſen und Singen ſich an:

„Ich, des *!Urisip* Vater,
Dieſes Unſaubern Vater,
Der ich dieſe Roſinen eſſe,
Und, obſchon geſtorben, dennoch lebe."

Die junge Frau bemerkte, daß das Geräuſch von der Seite herkam, wo ſich des alten Mannes Grab befand, und ſie ſprach: „*!Urisip*, geh und ſieh zu!" Darauf ging der Sohn zum Grabe des Vaters, woſelbſt er Fußſpuren erblickte und ſie als die ſeines Vaters erkannte. Er kehrte dann nach Hauſe zurück. Da ſprach die junge Frau: „Das kann nur Er ſein, darum handle ſo:

So thu dem Mann, der Roſinen ißt auf der Windſeite!
Achte auf den Wind, daß von unterhalb Du Dich ihm näherſt;
Dann ſchneide ihn ab auf ſeinem Wege zum Grabe,
Und haſt Du ihn ergriffen, ſo halte ihn feſt!"

So that er denn. Da er nun zwiſchen das Grab und *Heitsi-Eibip* kam, bemerkte ihn dieſer, ſprang vom Roſinenbaum herunter und eilte ſchleunigſt davon, aber am Grabe ward er ergriffen. Da ſprach er denn: „Laßt mich los! Ich bin ein Mann, der todt geweſen iſt, auf daß ich Euch

nicht anſtecke!“ Sein junges Weib aber ſprach: „Halte den Schurken feſt!“

So brachten ſie ihn denn heim, und ſeit jenem Tage war er wohl und munter.

---

40. Woher ſtammt der Unterſchied in der Lebensweiſe der Hottentotten und der Buſchmänner.

(Nach einer Originalhandſchrift in Sir G. Grey's Bibliothek, Knudſen's Notizen über das Hottentottenvolk, Seite 7—8.)

Im Anfang ſind ihrer zwei geweſen. Der Eine war blind, der Andre war beſtändig auf der Jagd. Dieſer Jäger findet ſchließlich eine Grube in der Erde, aus welcher Wild hervorkommt, und er ſchießt die junge Brut todt. Der Blinde befühlt und beriecht ſie und erklärt dann: „Das iſt kein Wild, das ſind Rinder.“

Später erlangte der Blinde ſein Augenlicht wieder, ging mit dem Jäger nach der Grube hin und bemerkte, daß es Kühe mit ihren Kälbern wären. Da baute er denn hurtig einen Kraal (d. h. eine Dornenhecke oder bibliſch „Hürde“) um dieſelben herum und beſchmierte ſich das Haupt mit Fett und rothem Pulver, wie es die alten, unverfälſchten Hottentotten noch zu thun pflegen.

Als der Andre, der jetzt mit großer Mühe ſein Wild ſuchen mußte, hinzukam und dies ſah, wollte er ſich auch ſalben. „Sieh!“ ſagte der Andere, „Du mußt die Salbe erſt in's Feuer werfen und dann brauchen.“ Er folgte dieſem Rathe; da ſchlugen die Flammen ihm in's Geſicht und verbrannten ihn ganz jämmerlich, ſo daß er froh war, ſich aus dem Staube machen zu können. Der

Andre aber rief hinter ihm drein: „Da! Nimm doch den Kirri (d. h. einen Knüppel) mit und eile nach den Bergen, Honig zu erjagen!“

Hiervon ſtammen die Buſchmänner.

VIII. Märchen.

41. Das Weisheitskrämerchen und der kundige Blinde.

(Der Hottentottische Originaltext dieses Märchens findet sich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf Seite 53—59 der Krönleinschen Handschrift.)

Ein Mädchen, so erzählt man, ging aus, um Zwiebeln (d. h. zwiebelartige Knollengewächse) zu suchen. Als sie nun an den Platz kam, wo dieselben wuchsen, traf sie mit mehreren Männern zusammen, worunter ein Blinder (d. h. Halbblinder, Einäugiger) war. Als sie nun (nach Zwiebeln) grub, halfen ihr die Männer dabei. Sobald ihr Sack voll war, sprachen sie zu ihr: „Geh nun und sage den andern Mädchen Bescheid, auf daß Eurer mehrere hierherkommen."

So ging sie denn heim und erzählte ihren Gefährtinnen davon; dann machten sie sich des andern Morgens früh auf. Ein kleines Mädchen aber folgte ihnen; da sagten die Andern: „Laßt die Kleine doch heimgehen!" Ihre ältere Schwester aber that Einspruch dagegen und sagte: „O, sie läuft ja allein, Ihr braucht sie nicht in's Awafell zu nehmen."

So machten sie sich denn mit einander auf den Weg, und als sie den Platz erreicht hatten, wo die Zwiebeln wuchsen, begannen sie zu graben. Das kleine Mädchen aber bemerkte Fußspuren und sagte zu der, die sie dahingeführt hatte: „O Wunder! Woher nur so viel Spuren?

Biſt Du denn nicht allein hier geweſen?“ Die Andre gab zur Antwort: „Ich ging hin und her und ſchaute mich um, darum müſſen wohl viele Fußſpuren ſein!“

Trotzdem wollte die Kleine es nicht glauben, daß dort ſo viel Spuren ſein könnten, wenn das andere Mädchen allein geweſen wäre, und ſie blieb unruhig, denn ſie war ein Weisheitskrämerchen. Von Zeit zu Zeit erhob ſie ſich von ihrer Arbeit und guckte ſich um, wobei ſie einmal zufälligerweiſe die Höhle eines Erdſchweins entdeckte. Später bemerkte ſie einige Männer, aber ſie wurde nicht von ihnen geſehen.

Darauf kehrte ſie zurück und grub weiter mit den andern Mädchen, ohne jedoch irgend etwas von dem zu erwähnen, was ſie geſehen hatte. Mitten in ihrer Arbeit erhob ſie ſich indeß beſtändig und ſchaute um ſich. Da fragten die Andern ſie: „Wonach guckſt Du denn ſoviel und gräbſt nicht? Was iſt das für ein Mädchen!“ Sie aber arbeitete ſtillſchweigend fort. Als ſie ſich wieder erhob, ſah ſie die Männer ſich nähern.

Der Einäugige aber blies auf dem Rohre; und er blies alſo: „Heute ſoll Blut fließen, Blut fließen, Blut fließen!“ Die Kleine verſtand, was auf dem Rohre geblaſen wurde, und ſagte zu den Größeren, die im Tanzen begriffen waren: „Verſteht Ihr auch wohl, was auf dem Rohre geblaſen wird?“ Die aber ſagten nur: „Was iſt das doch für ein Kind!“ Da ging ſie und tanzte mit den Andern, trug aber Sorge, inzwiſchen ihrer Schweſter Fellmantel an dem ihrigen zu befeſtigen. Als der Tanz allmählich geräuſchvoller wurde, benutzten ſie eine Gelegenheit, um zu entſchlüpfen.

Unterwegs fragte die kleine Schweſter: „Verſtehſt Du auch das Rohr; ich meine, was darauf geblaſen wird?“ Sie gab zur Antwort: „Nein, ich verſtehe es nicht.“ Da

erklärte die Kleine ihr, das Blasen auf dem Rohre bedeute: „Heut soll Blut fließen!“

Während sie nun dahinwandelten, ließ die Kleine die ältere Schwester vorangehen und folgte selbst, wobei sie rückwärts schritt und fürsorglich in ihrer Schwester Fußtapfen trat, so daß sie nur eine Reihe von Fußspuren hinterließen, die noch dazu in der verkehrten Richtung liefen. So kamen sie zu des Ameisenfressers Höhle.

Die Männer aber tödteten alle Mädchen, die mit ihnen tanzten. Da nun die Aeltere der beiden Entflohenen deren erbärmliches Geschrei hörte, sprach sie: „Ach, meine Schwester!“ Aber die Jüngere erwiderte: „Meinst Du, Du würdest noch am Leben sein, wärst Du dort geblieben?“

Nun vermißte der Einäugige zuerst die Schwestern und sprach zu den Andern: „Wo mögen die beiden hübschen Mädchen sein, die mit mir getanzt haben?“ Die Andern aber spotteten seiner und riefen: „Er lügt; er hat mit seinem (einzigen) Auge gesehen!“ Einauge aber beharrte dabei, daß wirklich zwei Mädchen fehlten. Da machten sie sich auf, ihre Spur zu finden; die Fußspuren waren indessen genügend verwischt, um sie in die Irre zu leiten.

Als die Männer nun bei der Grube des Ameisenfressers ankamen und bemerkten, daß die Spuren nicht weiter gingen, spähten sie in das Loch hinein, sahen aber Nichts. Da guckte Einauge auch hinein, erblickte die Mädchen und rief laut: „Da sitzen sie ja!“ Die Andern guckten nun wieder, sahen aber immer noch nichts, da die Mädchen sich mit Spinneweben bedeckt hatten.

Da nahm einer der Männer eine Assegaie, stieß sie von oben in die Höhle hinein und traf damit die Ferse der Großen; das Weisheitskrämerchen aber hielt die Assegaie fest und wischte das Blut ab, und als die Große freien wollte, warnte die Kleine sie, es nicht zu thun.

Als Einauge wiederum hineinspähte, glotzte die Kleine ihn an. Er sagte: „Da sitzt sie ja!“ Die Andern guckten auch hinein, da sie aber noch immer nichts wahrnahmen, so sprachen sie spottend: „Er hat wieder mit seinem Auge gesehen.“

Endlich bekamen die Männer Durst und sprachen zu Einauge: „Bleib hier, und wir wollen trinken gehen, und wenn wir wieder da sind, magst auch Du gehen.“

Als Einauge nun allein dort war, sprach die Kleine so zu ihm (in einer Beschwörungsformel):

„Du schmutziger Sohn Deines Vaters,
Bist Du dort? Bist Du allein nicht durstig?
O Du schmutziges Kind Deines Vaters,
Schmutziges Kind Deines Vaters!“

„Allerdings bin ich durstig!“ sagte Einauge und ging davon.

Nun kamen die beiden Mädchen aus der Grube heraus, und die Kleine nahm ihre ältere Schwester auf den Rücken, und sie gingen von dannen. Da sie nun aber über die kahle, buschlose Fläche gingen, erblickten die Männer sie und riefen: „Da sind sie, in der Ferne!“ und sie eilten ihnen nach.

Als die Männer ihnen nahe kamen, verwandelten die beiden Mädchen sich in Dornsträucher von der Art, die man „*Wacht-een-bitje*“ (d. h. „Wart ein Weilchen!“) nennt, und die Perlen, welche sie trugen, wurden zu Gummi an den Bäumen. Da aßen die Männer von dem Gummi und fielen in tiefen Schlaf.

Da sie nun schliefen, bestrichen die Mädchen der Männer Augen mit Gummi und machten sich auf und davon; die Männer ließen sie aber in der Sonne liegen.

Die Mädchen waren ſchon nahe bei dem Kraal, als Einauge erwachte und rief:

„O Schande! Pfui über Dich!
Die Augen ſind uns verklebt!
Pfui über Dich, mein Bruder!“

So nahmen ſie den Gummi von ihren Augen und jagten hinter den Mädchen einher. Die aber kamen unverſehrt nach Hauſe und theilten ihren Eltern mit, was geſchehen war.

Da weinten und wehklagten Alle. Sie blieben jedoch ruhig daheim, ohne nach den andern Mädchen zu ſuchen.

---

42. Was geſchenkt iſt, bleibt geſchenkt.

(Ein Mittel, Jemanden einzuſchläfern.)

(Der Originaltext in der o-Tyi-hereró- oder Damara-Sprache findet ſich in Sir G. Grey's Bibliothek, auf S. 39—43 der Handſchrift J. Rath's.)

Es war einmal ein kleines Mädchen, die hatte eine *Eïngi* (d. i. eine Art Frucht). Und ſie ſprach zu ihrer Mutter: „Mutter, warum ſagſt Du denn nicht: ‘Meine Erſtgeborne, gib mir die *Eïngi!*’? Denkſt Du etwa, daß ich mich deſſen weigern werde?“

Da ſprach ihre Mutter: „Meine Erſtgeborne, gib mir die *Eïngi!*“ Sie gab ſie ihr und ging davon. Da verzehrte ihre Mutter die *Eïngi*.

Als das Kind zurückkam, ſprach es: „Mutter gib mir meine *Eïngi!*“ Ihre Mutter aber gab zur Antwort: „Ich habe die *Eïngi* gegeſſen.“

Da ſagte das Kind: „Was iſt das, Mutter, daß Du meine *Eingi* iſſeſt, die ich von unſerm Baume gepflückt?“ Um ſie zu beruhigen, gab ihr die Mutter eine Nadel.

Da ging die Kleine fort und traf ihren Vater, wie er Riemen mit Dornen nähte; und ſie ſprach: „Wie kommt's doch, Vater, daß Du mit Dornen nähſt? Weshalb ſagſt Du nicht: 'Meine Erſtgeborne, gib mir Deine Nadel!'? Verweigere ich ſie denn etwa?“

Da ſprach der Vater: „Meine Erſtgeborne, gib mir Deine Nadel!“ Sie gab ſie ihm und ging für ein Weilchen von dannen. Der Vater begann nun zu nähen, die Nadel brach aber. Als das Kind nun zurückkam und ſprach: „Vater, gib mir meine Nadel!“ da gab er ihr zur Antwort: „Die Nadel iſt zerbrochen.“

Da beklagte ſie ſich darüber und ſprach: „Wie kommt es doch, Vater, daß Du meine Nadel zerbrichſt, die ich von der Mutter erhalten habe, welche meine *Eingi* gegeſſen, die ich von unſerm Baume gepflückt?“ Da gab ihr der Vater ein Beil.

Sie aber ging weiter und traf die Burſchen, welche die Rinder hüteten. Sie waren damit beſchäftigt, Honig auszunehmen, und um dies thun zu können, mußten ſie die Bäume mit Steinen fällen. Und ſie ſprach zu ihnen: „Ihr Söhne unſres Hauſes, warum gebraucht Ihr doch Steine, um den Honig herauszubekommen? Weshalb ſagt Ihr denn nicht: 'Unſre Erſtgeborne, gib uns das Beil!'? Weigere ich mich denn, oder was thue ich?“ Da ſprachen ſie: „Unſre Erſtgeborne, gib uns das Beil!“ Sie gab ihnen dasſelbe und ging für ein Weilchen von dannen. Das Beil aber brach mitten entzwei.

Da die Kleine nun wiederkam, ſprach ſie: „Wo iſt das Beil? Gebt es mir, bitte.“ Die gaben zur Antwort: „Das Beil iſt zerbrochen!“ Da ſagte ſie: „Was ſoll es

denn bedeuten, daß Ihr das Beil zerbracht, das ich von meinem Vater empfangen, der meine Nadel zerbrochen hatte, die ich von der Mutter erhalten, welche meine *Ëingi* gegessen, die ich von unserm Baume gepflückt?" Die gaben ihr aber Honig, um sie nur zu trösten.

Nun ging sie weiter und traf ein altes Mütterchen, das Insekten aß. Zu der aber sprach sie: „Mütterchen, warum issest Du doch Insekten? Weshalb sagst Du nicht: 'Meine Erstgeborne, gib mir Honig!'? Weigere ich mich denn, oder was thue ich?" Da bat das alte Mütterchen sie: „Meine Erstgeborne, gib mir Honig!" So gab sie ihr denselben und ging davon; bald aber kehrte sie wieder und sprach: „Mütterchen, ich will meinen Honig haben!" Nun hatte die alte Frau während ihrer Abwesenheit allen Honig aufgegessen, darum gab sie zur Antwort: „Ach! ich habe den Honig verspeist."

Da beklagte sich das Kind und sprach: „Wie kommt's doch, daß Du meinen Honig issest, den ich von den Burschen erhalten habe, die unser Rindvieh hüten, von den Söhnen unsres Hauses, die mein Beil zerbrochen haben, welches der Vater mir gegeben, weil er meine Nadel zerbrochen, die ein Geschenk meiner Mutter war, welche die *Ëingi* gegessen, die ich von unserm Baume gepflückt."

Da gab die alte Frau ihr Speise, und sie ging davon.

Diesmal kam sie zu den Fasanen, die in der Erde scharrten. Da sprach sie zu den Fasanen: „Was scharrt Ihr doch in der Erde, Fasanen? Warum sagt Ihr denn nicht: 'Erstgeborne, gib uns Speise!'? Weigere ich mich, oder was thue ich?" Da sprachen sie: „Erstgeborne, gib uns Speise!" So gab sie ihnen denn die Speise und ging fort.

Als sie zurückkam und ihre Speise wiederverlangte, sagten sie: „Wir haben die Speise gegessen." Da sprach

ſie: „Wie kann es doch ſein, daß Ihr meine Speiſe gegeſſen habt, die ich von einer alten Frau empfangen, die meinen Honig aufgegeſſen, den ich von den Burſchen bekommen hatte, die unſres Rindviehs warten; ſie hatten mein Beil zerbrochen, das mein Vater mir gegeben, weil er meine Nadel zerbrochen hatte, die ein Geſchenk meiner Mutter war, welche meine *Eingi* aufgegeſſen hatte, die ich von unſerm Baum gepflückt?“ Da flogen die Faſanen auf, und ein Jeder von ihnen zog ſich eine Feder aus und warf ſie dem kleinen Mädchen zu.

Sie aber ging weiter und kam zu den Kindern, die der Schafe warteten; und ſie zogen Haare aus den Schaffellen. Da fragte ſie dieſelben: „Was pflückt Ihr doch an den Fellen? Weshalb ſprecht Ihr nicht: ‘Erſtgeborne, gib uns die Federn!’? Weigere ich mich denn, oder was thue ich?“ Sie ſprachen: „Erſtgeborne, gib uns die Federn.“ So gab ſie ihnen dieſelben und ging davon, aber die Federn brachen alleſammt. Sie kam nun wieder und ſagte: „Gebt mir meine Federn!“ Jene aber gaben zur Antwort: „Die Federn ſind zerbrochen.“ Da klagte ſie denn: „O, brecht Ihr die Federn entzwei, die ich von den Faſanen erhalten habe, welche meine Speiſe gegeſſen hatten, die mir von einer alten Frau gegeben war!“ Da gaben ſie ihr Milch.

Sie machte ſich nun wieder auf den Weg und fand ihren hübſchen Haushund, wie er Knochen benagte. Sie ſprach: „Du unſer Hund, was nagſt Du doch an dieſen Knochen?“ Da gab der Hund zur Antwort: „So gib mir Milch.“ Sie gab ihm dieſelbe, und er trank ſie ganz auf. Da ſprach ſie zum Hunde: „Gib mir meine Milch wieder!“ Der ſprach: „Ich trank ſie.“ Da wiederholte ſie dieſelben Worte, die ſie ſchon ſo oft geſagt hatte; der Hund aber lief davon, und da ſie ihn verfolgte, ſprang

er auf einen Baum. Sie ſtieg ihm nach, der Hund aber ſprang an der andern Seite wieder herunter. Das wollte ſie auch thun, war es aber nicht im Stande. Da ſprach ſie: „Lieber Hund, bitte, hilf mir herunter.“ Der gab zur Antwort: „Warum haſt Du mich verfolgt?“ lief davon und ließ ſie auf dem Baume ſitzen.

„Das iſt genug!“ ſagten die Damara.

IX. Nachtrag.

Bantu'ſche Fabeln.

43. Vom ſchlauen Haſen.

(Nach Eugen Caſalis „Études sur la langue Séchuana". Paris 1841. S. 100 bis 103 und desſelben „Les Bassoutos". Paris 1859. S. 366—370.)

Eine Frau hatte große Luſt, von der Leber des Niamatſané*) zu eſſen. Vergeblich ſtellte ihr Gatte ihr vor, daß das Fleiſch des Niamatſané nicht gut zu eſſen, und daß es auch gar ſchwer ſei, dieſes Thier zu erbeuten, da es mit einem Sprunge über drei Hügel hinwegſetze: die Frau beharrte auf ihrem Verlangen, und um ſie nicht durch längeren Widerſpruch krank zu machen, willfahrte er ihrem Wunſche und begab ſich auf die Jagd.

Bald ſah er von Weitem einen Trupp Niamatſané's; Rücken und Beine dieſer Thiere waren gleich glühenden Kohlen. Mehrere Tage lang folgte er ihrer Spur, endlich glückte es ihm, ſie in der Sonne eingeſchlafen zu finden. Er nähert ſich ihnen, wirft einen ſtarken Zauber auf ſie, tödtet das Schönſte aus ihrer Mitte, reißt ihm die Leber aus und bringt den ſo heiß erſehnten Biſſen ſeiner Frau.

Dieſe verzehrt ihn mit großer Freude, aber bald darauf fühlt ſie ihre Eingeweide von einem glühenden Feuer

*) Das Niamatſané iſt ein fabelhaftes Thier. (Caſalis.)

verzehrt. Nichts kann ihren Durſt löſchen; ſie ſtürzt zum großen See der Wüſte, ſchöpft alles Waſſer daraus, füllt ihre Kalabaſſe und trinkt das übrige; dann ſtürzt ſie zu Boden und bleibt regungslos am Ufer liegen.

Am folgenden Morgen erfuhr der Elephant, der König der Thiere, daß ſein See ausgetrocknet ſei; da rief er den Haſen herbei und ſprach zu ihm: „Geh, Du Schnellläufer, und ſieh zu, wer mein Waſſer ausgetrunken hat.“ Mit Windesſchnelle enteilte der Haſe und kehrte bald mit der Meldung zurück, eine Frau habe ſein Waſſer getrunken.

Da verſammelt der König alle Thiere. Der Löwe, die Hyäne, der Leopard, das Rhinoceros, der Büffel, die Antilopen, kurz alle Thiere groß und klein, kamen zur Rathsverſammlung. Sie laufen, hüpfen und ſpringen um ihren Fürſten umher und machen die Wüſte erzittern. Alle wiederholen mit einander: „Man hat des Königs Waſſer getrunken, man hat des Königs Waſſer getrunken!“

Der Elephant aber rief die Hyäne vor ſich und ſprach zu ihr: „Du mit Deinen ſcharfen Zähnen, geh und hole das Waſſer von dieſer Frau!“ Da gab die Hyäne zur Antwort: „Nein, Du weißt, daß ich die Leute nicht von vorn anzugreifen pflege.“ Da rief der Elephant dem Löwen zu: „So hole Du es, der Du ſcharfe Klauen haſt!“ Der Löwe aber erwiderte: „Weißt Du nicht, daß ich nur denen Uebel zuzufügen pflege, die mich angreifen?“

Da begannen die Thiere von Neuem, um ihren Fürſten herum zu tanzen, zu hüpfen und zu ſpringen, ſie machten die Wüſte erbeben, und Alle wiederholten mit einander: „Niemand will des Königs Waſſer herbeiholen!“

Da rief der König den Strauß vor ſich und ſprach zu ihm: „Der Du mit ſolcher Gewalt hinten ausſchlägſt, bringe mir mein Waſſer!“ Der Strauß macht ſich auf den Weg; als er nahe bei der Frau angekommen iſt, dreht

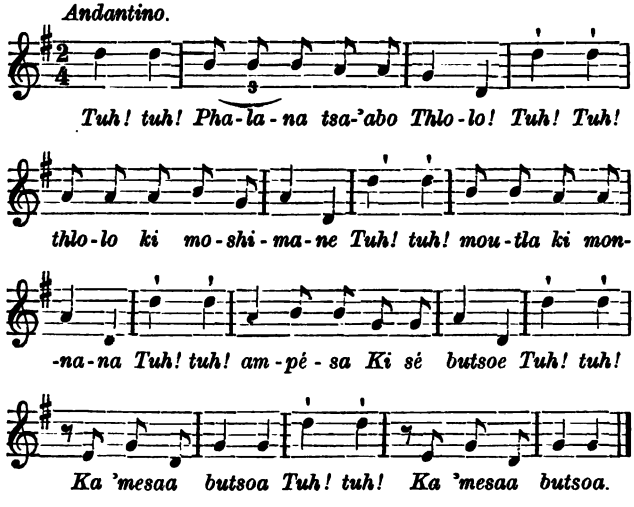
er, auf eine Seite geneigt und mit vor dem Winde entfalteten Schwingen, ſich um und wirbelt den Staub auf; ſo nähert er ſich der Frau und ſtößt mit dem Fuße ſo heftig gegen die gefüllte Kalabaſſe derſelben, daß das Waſſer darinnen hoch aufſpritzt und in großen Strömen in den See hinabfließt.

Wieder hüpfen und ſpringen alle Thiere um ihren Fürſten herum und rufen wiederholt: „Das Waſſer des Königs iſt wiedergefunden!“ Schon drei Mal hatten ſie ſich zur Ruhe gelegt, ohne vorher zu trinken; dieſen Abend lagerten ſie ſich dicht neben dem See, wagten aber nicht, des Königs Waſſer zu berühren. Der Haſe aber erhob ſich mitten in der Nacht, ging hin und trank; dann beſtrich er Lippen und Knie des Springhaſen, der neben ihm ſchlief, mit Schlamm.

Am folgenden Morgen merkten die Thiere, daß das Waſſer ſich vermindert habe, und ſie riefen unter einander: „Wer hat des Königs Waſſer getrunken?“ Da ſagte der Haſe: „Seht Ihr nicht, daß der Springhaſe es geweſen iſt? Seine Kniee ſind mit Koth bedeckt, weil er ſich gebückt hat, um das Waſſer zu erreichen, und er hat ſoviel getrunken, daß der Schlamm des Sees noch an ſeinen Lippen hängt.“

Da erheben ſich alle Thiere, hüpfen um ihren Fürſten umher und rufen: „Der Springhaſe verdient den Tod, denn er hat des Königs Waſſer getrunken.“

Einige Tage nach der Hinrichtung des Springhaſen begann der Haſe, der ſich aus dem Schienbein ſeines Opfers eine Flöte gemacht, darauf zu ſpielen; dazu ſang er: „Tuh! Tuh! Tuh! Dies Flötchen iſt aus dem Bein des Springhaſen gemacht. Häschen, was biſt Du geſchickt! Springhaſe, was biſt Du dumm!“



Als die Andern dieſen Geſang hörten, ſuchten ſie des Haſen habhaft zu werden, aber er entkam ihnen und hielt ſich dann verborgen. Nach einiger Zeit ſuchte er jedoch den Löwen auf und ſprach zu ihm: „Mein Freund, Du biſt mager; die Thiere fürchten Dich, und es gelingt Dir nur ſelten, eins zu tödten; verbünde Dich mit mir, dann will ich Dich ſtets mit Wildbret verſorgen.

Das Bündniß ward abgeſchloſſen, und den Anordnungen des Haſen gemäß umgab der Löwe einen großen Flächenraum mit einem ſtarken Gehege und grub in der Mitte desſelben ein ziemlich großes Loch; hierauf ließ er den Löwen in das Loch hineingehen und bedeckte ihn derartig mit Erde, daß nur ſeine Zähne ſichtbar waren.

Dann eilte er in die Wüſte und rief: „Kommt herbei, Ihr Thiere, kommt herbei! Ich will Euch ein Wunder zeigen! Kommt und ſeht einen Kinnbacken, der aus der Erde hervorſproßt!“

Die Thiere kommen allzu leichtgläubig von allen Seiten herbei. Erſt kommen die Gnus; fröhlich hüpfen ſie in die Umzäunung hinein und rufen im Chor: „O Wunder, Wunder! Es ſind Zähne aus der Erde hervorgewachſen!“ Es kommen die Guaggas, dieſe dummen Thiere; ja ſelbſt die ſcheuen Antilopen laſſen ſich mit hinziehen. Inzwiſchen tritt auch der Affe ein mit ſeinem Jungen auf dem Rücken; er geht gradeswegs auf das Loch zu, ſcharrt mit einem ſpitzen Stock die Erde leichthin auf und ſpricht dabei: „Wer iſt dieſer Todte? Halte Dich gut feſt, mein Kind. Dieſer Todte iſt noch immer zu fürchten.“ Bei dieſen Worten klimmt er gewandt an der Umzäunung empor und enteilt in ſchleunigſter Flucht. Im nämlichen Augenblick ſpringt der Löwe aus ſeinem Loche hervor, der Haſe ſchließt das Thor des Geheges ab, und bald ſind alle Thiere im Innern desſelben erwürgt.

Doch dauerte die Freundſchaft zwiſchen dem Haſen und dem Löwen nicht lange; der letztere rühmte ſich ſtets ſeiner überlegnen Stärke, und ſein kleiner Bundesgenoß beſchloß ſich zu rächen. „Mein Vater,“ ſprach er zum Löwen, „wir ſind dem Regen und Hagel ſtets ausgeſetzt, laß uns eine Hütte bauen.“ Der Löwe, zu faul um ſelbſt zu arbeiten, begnügt ſich damit, den Haſen gewähren zu laſſen. Der verſchlagene Schnellläufer aber flocht den Schwanz des Löwen ſo geſchickt mit den Pfählen und dem Binſenwerk der Hütte zuſammen, daß er für immer dort feſtſaß.

So hatte der Haſe die Genugthuung, ſeinen Nebenbuhler vor Hunger und Wuth ſterben zu ſehen; dann zog er ihm die Haut ab und vermummte ſich mit Hilfe derſelben.

Da bringen ihm die Thiere, vor Furcht zitternd, von allen Seiten Geſchenke herbei; ſie werfen ſich ihm zu Füßen

und überhäufen ihn mit Ehrenbezeugungen. Von Stolz berauscht, vergaß der Hase endlich seine Verkleidung und rühmte sich seiner Schlauheit und List.

Seit der Zeit verfolgt man ihn und stellt ihm von allen Seiten nach; alle Vierfüßler verabscheuen und verfluchen ihn; wo er sich nun zeigt, da ruft Alles: „Da ist der Mörder des Springhasen, der Erfinder der Kinnbackengrube, der grausame Diener, der seinen Herrn hat Hungers sterben lassen." Um in seinen alten Tagen endlich Ruhe genießen zu können, sah der Hase sich gezwungen, sich ein Ohr abzuschneiden, und erst nach dieser schmerzhaften Operation durfte der Unglückliche, verflucht von Allen, es wagen, unter seinen Mitbürgern zu erscheinen, ohne fürchten zu müssen, erkannt zu werden.

---

44. Warum hat der Felshase keinen Schwanz?

(Nach Dr. H. Callaway's Aufzeichnung des Originaltextes dieser Fabel in der Zulusprache, in einer Handschrift von Sir G. Grey's Bibliothek.)

An dem Tage, da die Thiere ihre Schwänze zugewiesen erhielten, war der Himmel mit Wolken überzogen, und es drohte zu regnen. Daher wagte der Felshase sich nicht aus seiner Höhle hervor, sondern bat die andern Thiere, ihm doch seinen Schwanz mitzubringen.

Alle Thiere kamen mit Schwänzen versehen zurück, aber keines brachte dem Felshasen den seinigen mit.

Bis auf den heutigen Tag hat deshalb der Felshase noch immer keinen Schwanz und kann nicht, wie die andern Thiere, mit dem Schwanze wedeln.

Zweites Buch.

Reineke Fuchs in Nordafrika,

oder

Fabeln und Märchen

der

Hauſſa, Bornu, Temne, Bullan, Akras und Woloffen.

Nach den Miſſionaren

J. F. Schön, S. W. Kölle, C. F. Schlenker, G. R. Nyländer, J. Zimmermann, Boilat u. A.

I. Hyänen-Fabeln.

1. Warum hat die Hyäne ein buntes Fell?

(Der Hauſſaſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 212—213 von J. F. Schön's „Grammar of the Hausa-Language", London 1862.)

Der Schakal ſtand einſt am Waſſer und fing ſich Fiſche; bald hatte er eine beträchtliche Anzahl gefangen, zog ſie heraus und aß davon. Als er geſättigt war, dachte er: „Wer ſoll nun die übrigen Fiſche verzehren, die ich gefangen habe?"

Während er das noch bei ſich überlegte, kam die Hyäne des Weges. Sobald der Schakal ihrer anſichtig wurde, rief er ſie heran und ſagte: „Siehſt Du all' dieſe Fiſche hier, Hyäne? Iß davon, wenn Du magſt." Die Hyäne fraß gierig den ganzen Vorrath auf; das verdroß indeſſen den Schakal.

Inzwiſchen kam ein Perlhuhn herbei, ließ ſich auf einem nahen Baume nieder und ſang: „Kilkal, Kilkal!" Als die Hyäne das ſchön geſprenkelte Gefieder des Perlhuhns bemerkte, rief ſie: „Ach, hätte ich doch auch ein ſo herrlich gefleckes Fell!" „Weißt Du, wer dieſe bunten Sprenkel macht?" entgegnete der Schakal, „das thue ich!" „Ach," rief die Hyäne, „wollteſt Du mein Fell doch auch mit dieſen ſchönen Flecken ſchmücken!" „Warum denn nicht?" meinte der Schakal ſcheinbar gutmüthig; „wenn Du ſo

gern ein derartig gesprenkeltes Fell haben willst, so hole mir nur ein scharfes Messer und Etwas weißer Erde."

Die Hyäne, die in ihrer Dummheit nicht ahnte, daß der Schakal über ihr gieriges Fressen ärgerlich sei, lief davon und kehrte bald mit ein Wenig weißer Erde zurück, auch ein scharfes Messer brachte sie mit sich. Der Schakal gebot ihr nun, sich niederzusetzen, hielt sie mit der einen Hand beim Kopfe fest, während er mit der andern lustig hier und dort Einschnitte in ihren Rücken machte, dabei sang er fröhlich:

„Du aßest meine Fische,
Ich rudere nun auf Deinem Rücken."

Endlich riß sich die Hyäne los und humpelte voller Schmerz mit ihrem schöngezeichneten Körper davon. Der Schakal aber lachte ganz unbändig, daß er den Rücken der Hyäne so schön hatte zurichten können.

---

2. Für-Euch-Alle.

(Der Haussasche Originaltext dieser Fabel findet sich auf Seite 168—171 von J. F. Schön's „Grammar of the Hausa-Language", London 1862.)

Die Hyäne pflegte ihren Jungen auf folgende Weise Nahrung zu bringen: sie las im Walde Knochen auf und brachte sie ihren Kindern als Nahrung heim. Sobald die Nacht hereingebrochen war, pflegte sie sich aufzumachen, und erst mit dem Grauen des Tages kehrte sie mit ihrer Beute heim.

Als sich die Hyäne einst zu diesem Zwecke entfernt hatte, kroch der Schakal in die Höhle, in welcher die Jungen der Hyäne sich aufhielten. Scheinbar arglos ließ

er ſich mit den Kleinen in ein Geſpräch ein und fragte ſie nach ihren Namen. Ein Jedes nannte darauf ſeinen Namen; der Schakal aber ſagte: „Und ich heiße ‘Für-Euch-Alle’“.

Als der Schakal die Hyäne kommen hörte, verſteckte er ſich; bald kam die Hyäne heim und gab ihren Jungen das mitgebrachte Fleiſch. Nun pflegten die Kleinen, wenn ihre Mutter ihnen Fleiſch brachte, zu fragen: „Für wen iſt es beſtimmt?“ und die Hyäne gab alsdann zur Antwort: „Für Euch alle.“

Bei Einbruch der Nacht entfernte ſich die Hyäne wieder, ohne zu wiſſen, daß der Schakal in der Höhle ſei. Kaum war ſie fort, ſo kam der Schakal hervor und ſprach zu den Kleinen: „Gebt mir das Fleiſch, es iſt für mich beſtimmt. Habt Ihr nicht gehört, daß Eure Mutter meinen Namen genannt hat?“ „Ach ja,“ erwiderten die Kleinen und gaben dem Schakal das Fleiſch. Der verzehrte es ganz behaglich, während die Kleinen hungrig dabei ſaßen; dann verſteckte er ſich wieder.

So ging es nun alle Tage; ſo oft die Hyäne von ihren nächtlichen Streifzügen heimkehrte, gab ſie den Kindern die mitgebrachten Knochen mit den Worten: „Nehmt! Das iſt für Euch alle!“ War die Hyäne dann wieder auf Beute ausgegangen, ſo ließ der Schakal ſich das Fleiſch geben und verſchmauſte es; die Kinder der Hyäne aber ließ er hungern.

So gingen mehrere Wochen hin, ohne daß die Hyäne eine Ahnung von den Streichen des Meiſters Schakal hatte; der that ſich inzwiſchen an der Beute gütlich, welche die Hyäne in ihrer Mutterliebe allnächtlich mühſam zuſammenlas.

Da gebot ſie eines Tages ihren Kindern, aus der Grube hervorzukommen. Als ſie nun herauskamen, ſah

die Hyäne, daß ſie alle ganz hager und abgefallen waren; Eins der Jungen war vollkommen abgemagert, und nicht ein Einziges ſah friſch und wohlgenährt aus.

Erſtaunt und erſchrocken fragte die Hyäne: „Was habt Ihr nur mit all' dem Fleiſche angefangen, das ich Euch immer zum Eſſen brachte?" Die Kleinen gaben zur Antwort: „Der Für-Euch-Alle hat Alles gegeſſen." „Wer iſt denn dieſer Für-Euch-Alle?" fragte die Hyäne verwundert. Die Kleinen entgegneten: „Das iſt des Schakals Name." „Und wo iſt er?" rief die Hyäne zornig. „In der Grube," war der Kinder Antwort.

Als die Hyäne nun in die Grube hinabſpähte und den Schakal darinnen bemerkte, rief ſie ihm zu: „Mach', daß Du herauskommſt, heut iſt Deine Betrügerei zu Ende!" „Ja wohl," entgegnete der Schakal, „ich komme ſchon." Dabei ſtreckte er ſeine Ohren aus der Grube hervor und rief der Hyäne zu: „Faſſe eben meine Schuhe an, damit ich hinauskommen kann." In der Meinung, ſeine Schuhe zu faſſen, packte die Hyäne, ohne hinzuſehen, den Schakal bei den Ohren und ſchnellte auf dieſe Weiſe den feiſten Für-Euch-Alle heraus.

So, während die Hyäne noch auf das Herauskommen des Schakals lauerte, ſtand derſelbe bereits hinter ihr und rief ihr höhnend zu: „Hyäne, Hyäne, ſchau mich an, ich gehe jetzt nach Hauſe!" So ſprechend eilte er davon, die Hyäne aber jagte ihm nach; er rief indeſſen lachend: „Eins, zwei, drei! Eins, zwei, drei!" und lief ſo ſchnell fort, daß die Hyäne ihn nicht einholen konnte.

Zähneknirſchend kehrte ſie um und ſetzte ſich wuthentbrannt in der Mitte ihrer armen, halbverhungerten Kinder nieder.

3. Die Hungersnoth.

(Der Bornusche Originaltext dieser Fabel findet sich auf Seite 41—45 von S. W. Kölle's „African Native Literature", London 1854.)

Einst war eine allgemeine Hungersnoth eingetreten; Niemand konnte Nahrung auftreiben und traurig saßen die Leute daheim und sannen auf Mittel und Wege, sich Speise zu verschaffen. Von Hunger geplagt ging die Hyäne eines Tages in den Wald hinein, in der Hoffnung, ein Wenig Nahrung zu finden; da bemerkte sie eine große Anzahl Affen, die in einem See badeten.

Sie wandte sich an dieselben und sprach: „Mein Fell ist schmutzig, bitte erlaubt mir, mich in Eurer Gesellschaft zu baden." Freundlich erwiderten die Affen: „Schwester Hyäne, Gott hat diesen See für Dich und uns geschaffen, komm nur und bade Dich!"

Die Hyäne nahm dies freundliche Anerbieten an, stieg in den See hinab und badete sich in Gemeinschaft mit den gutmüthigen Affen, die nicht daran dachten, die Hyäne könne gekommen sein, um sie zu verschlingen. Leise und behutsam ergriff die Hyäne plötzlich einen der badenden Affen, drückte ihn mit Blitzesschnelle unter das Wasser und verbarg ihn daselbst. Die andern Affen badeten ruhig weiter, ohne das Geringste zu bemerken, und machten sich hernach mit einander auf den Heimweg.

Kaum waren sie fort, so kehrte die Hyäne zurück, um ihre Beute aus dem Wasser zu holen. Erst daheim vermißten die Affen Einen aus ihrer Mitte. Ihr Häuptling sprach darauf: „Wir sind alle bis auf Einen nach Hause gekommen; wohin mag der nur gerathen sein?" Allen seinen Unterthanen legte er diese Frage vor, es konnte aber Niemand Antwort geben, und in schweigender Trauer saß der greise Affenhäuptling da.

Am nächsten Morgen versammelten sich Alle wiederum im Hause des Häuptlings und machten sich alsdann gemeinschaftlich auf, um wieder in jenem See zu baden. Kaum waren sie dort, als sich auch die Hyäne zu ihnen gesellte; die fragten sie alsbald: „Als wir gestern in Deiner Gesellschaft gebadet hatten, Schwester Hyäne, vermißten wir auf dem Heimwege Einen von uns. Sage, hast Du ihn wohl eingefangen?"

Die Hyäne aber versetzte: „Habt Ihr vielleicht, als wir gestern nach dem Bade aus dem Wasser kamen, um uns auf den Rückweg zu begeben, gesehen, daß ich Einen von Euch getödtet und fortgeschleppt habe? Wie? Oder habt Ihr etwa Blut an mir wahrgenommen? Haltet Ihr mich für einen Dieb?" Die Affen entgegneten indessen: „Du! komm nicht wieder zu uns; wir wollen Dich nicht mehr sehen! Läßt Du Dich je wieder unter uns blicken, so wollen wir Dich tödten. Das merke Dir!"

Als die Hyäne das gehört, ging sie ärgerlich nach Hause und legte sich schlafen. Am nächsten Morgen erhob sie sich von ihrem Lager, verbarg einen Stein unter ihrem Fell und schlich nach dem Badeplatze der Affen. In der Nähe des Sees angelangt verbarg sie sich unter einem Baum, so daß sie von ihrem Standpunkte aus alle Bewegungen der Affen beobachten konnte, ohne jedoch von ihnen gesehen zu werden.

Als die Affen nun hier und da im Wasser verstreut waren, ergriff die Hyäne den bereitgehaltenen Stein, zielte nach Einem der Affen, und im Augenblick stürzte der Getroffene in das Wasser. Erschreckt machten sich die andern Affen alsbald auf die Flucht, die Hyäne aber holte sich ihre Beute heraus und schleppte dieselbe nach ihrer Höhle.

Der Schakal aber, der Priester der Thiere, machte sich auf und kam zur Hyäne. Traurig redete er dieselbe an:

„Schweſter Hyäne! Ich komme flehend zu Dir; o, leiſte mir Hilfe!“ „Was willſt Du denn von mir?“ entgegnete die Hyäne. „Ach,“ verſetzte der Prieſter Schakal, „alle meine Frauen und Kinder ſind hungrig; die Aermſten haben Nichts zu eſſen, darum bitte ich Dich, rathe mir, wie ich ihnen Nahrung verſchaffe.“ Die Hyäne erwiderte auf die Bitte des Schakals: „Geh jetzt nur nach Hauſe und leg' Dich ſchlafen; wenn Du aber morgen früh wiederkommſt, dann will ich Dir zeigen, wo ich mir Nahrung verſchaffe.“

Der Schakal gehorchte und ſtellte ſich am folgenden Morgen zeitig bei der Hyäne ein, die ihm gebot, ihr zu folgen.

Sie führte den Schakal zum See und verbarg ſich mit ihm unter einem nahen Baume; von dort aus zeigte die Hyäne dem Schakal die badenden Affen und ſprach dabei: „Bruder Prieſter, ſieh hier, was ich zu eſſen pflege. Da Du ſagſt, Du ſeieſt ſo hungrig, ſo ſpiele jetzt Deine Rolle; während ich heimgehe, um Dich zu erwarten, bitte Du zu Gott, daß er Dir beiſtehen möge; glückt es Dir alsdann, etwas zu erjagen, ſo bringe die Beute zu mir, auf daß wir ſie theilen.“

Darauf kehrte die Hyäne zurück, der Schakal aber ſchlich ſich bis zum Waſſer hin, tauchte dann leiſe unter — der Prieſter Schakal iſt ja ſehr wohl mit dem Waſſer vertraut — und ſchwamm unbemerkt und geräuſchlos unter dem Waſſer bis ganz in die Nähe der Badenden; dann hob er behutſam den Kopf hervor, ergriff den nächſten Affen, drückte ihn an ſich und zog ihn zu ſich herab. Das Waſſer, welches dem Affen in die Nüſtern drang, erſtickte ihn alsbald, und ſo behutſam, wie er gekommen, ſchwamm der Schakal mit ſeiner Beute an's Land und brachte dieſelbe, unbemerkt von den Affen, die ruhig fortbadeten, zur Hyäne.

„Schweſter Hyäne!“ rief er ihr zu, „Du haſt mir

einen großen Dienſt erwieſen: ich litt Hunger, und Du zeigteſt mir, wie ich mir Nahrung verſchaffen könnte; ich befolgte Deinen Rath und mit Gottes Hilfe fand ich Speiſe. Komm nun und theile die Beute zwiſchen mir und Dir."

Die Hyäne ſchnitt ein Vorderbein ab und gab es dem Schakal, dem Prieſter der Thiere, und der zog ruhig mit ſeinem Antheile ab.

Am folgenden Morgen machte der Schakal ſich allein auf den Weg nach dem See, und als er die Affen luſtig im Waſſer umherſpielen ſah, ſchwamm er in derſelben Weiſe heran wie am vorhergehenden Tage. Diesmal hatte er es auf einen großen Affen abgeſehen, der aber Zeter Mordio ſchrie, als der Schakal ihn unter das Waſſer zog. Erſchreckt ſtürzten alle andern Affen an's Land und eilten in ſchleuniger Flucht davon.

Der Schakal lud ſich den todten Affen auf und ging davon. Unterwegs ſprach der Schakal zu ſich ſelbſt: „Hm! die Hyäne ſitzt nun behaglich zu Hauſe; ich aber ſoll auf die Jagd gehen, ſoll Thiere tödten und die Beute zu ihr ſchleppen, damit ſie mir dieſelbe abnimmt und mich mit einem ganz geringen Antheil abſpeiſt? Nein, das will ich nicht länger dulden!"

Kurz entſchloſſen eilte er ſeinem Hauſe zu und ließ die Hyäne vergeblich auf ſeine Rückkunft warten. Endlich ward dieſelbe ungeduldig, zugleich ſtieg auch der Argwohn in ihr auf: „Wie, wenn der Schakal mir ſeine Beute gar nicht bringen wollte!" Sie verbarg ſich in Folge deſſen auf dem Wege, der nach des Schakals Höhle führte. Bald ſah ſie denſelben auch mit ſeiner Bürde des Weges kommen. Plötzlich ſprang ſie auf und rief: „Halt!"

Erſchreckt blieb der Schakal ſtehen. „Bruder Schakal!" rief die Hyäne nun, „möge Niemand von allen Lebendigen

je Einem Deines Stammes etwas Gutes erweiſen, da Du meine Güte mit ſolchem Undank lohnſt. Wie? Ich zeige Dir, wie und wo Du Nahrung für Deine hungernden Jungen finden kannſt, und Du willſt mir keinen Antheil an der Beute geben? Warte! Ich habe Dir erſt Gutes erwieſen, zur Strafe für Deinen Undank aber ſoll jetzt Deine Beute und Du ſelbſt mir anheimfallen. Du ſollſt nicht wieder von hier entkommen!" Mit dieſen Worten packte ſie den Prieſter Schakal bei der Kehle; der aber riß ſich los, ließ den todten Affen der Hyäne und eilte davon.

Nun iſt ja der Schakal der Prieſter über alle Thiere im Walde und vieler Zauberkünſte mächtig. Als er nach Hauſe gekommen war, verwandelte er ſich in einen alten Mann; als ſolcher ging er zur Hyäne und ſagte: „Hyäne, kennſt Du mich? Der Prieſter Schakal kam zu mir und klagte, Du habeſt ihm den Weg verſperrt und ihm ſeine Beute, die Gott ihm im Walde beſcheert, entriſſen; dann habeſt Du ihn noch dazu geſchlagen. Sage, weißt Du nicht, daß der Schakal der Prieſter über alle Thiere im Walde iſt? Gleich gib heraus, was Du ihm entriſſen haſt, damit ich es ihm zurückerſtatte. Willſt Du das aber nicht, ſo werde ich meine Söhne zuſammenrufen, daß ſie Dich binden und Dich zu mir bringen; alsdann ſoll der Prieſter Schakal mit Dir thun, was er will."

Die Hyäne, durch die Worte und den ſcharfen Blick des Mannes erſchreckt, holte zitternd den Reſt der Beute aus ihrer Grube hervor und übergab ihn dem Schakal. Der nahm ihn und ſprach drohend: „Für heute ſei Dir Deine Strafe geſchenkt, aber hüte Dich, daß ich nicht wieder zu hören bekomme, Du habeſt Hand an eines Prieſters Eigenthum gelegt; ſonſt will ich Dich in eine Grube werfen, aus der Du nimmer wieder hervorkommen ſollſt. Für heut ſoll es Dir vergeben ſein, aber laß mich ja nicht wieder

etwas Schlimmes von Dir hören!“ Mit dieſen Worten entfernte ſich der vermeintliche alte Mann mit dem Fleiſch und ließ die Hyäne in großer Angſt und Beſtürzung zurück.

Seit der Zeit weichen ſich Hyäne und Schakal ſtets aus, ſo oft ſie einander im Walde begegnen.

---

4. Der Schakal als Knecht.

(Der Hauſſaſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 172—175 von J. F. Schön's „Grammar of the Hausa-Language,“ London 1862.)

Zu einem Prieſter, der viele Kühe, Schafe und Ziegen beſaß, kam der Schakal und bot ihm an, in ſeine Dienſte zu treten. Auf die Frage, welche Arbeit er denn thun wolle, erbot er ſich, den Platz rein zu halten, wo des Pfarrers Schafe und Ziegen ſtanden. Darauf nahm der Pfarrer ihn in ſeine Dienſte; jeden Morgen hatte der Schakal das Stroh zu entfernen, auf dem die Schafe die Nacht hindurch gelegen hatten, und den Platz zu reinigen.

Als er bei Tagesgrauen ſich dabei machen wollte, den Ziegenſtall zu reinigen, gab der Pfarrer ihm einen kleinen Korb; der Schakal aber bat ſich einen großen dazu aus.

Alsbald ſchlachtete der Schakal heimlich ein Schaf, legte es in den Korb, deckte etwas gebrauchtes Stroh darüber und ging damit in den Wald; dort machte er Feuer an, briet das getödtete Schaf und verzehrte es. Dies wiederholte der Schelm alle Morgen; endlich fiel es dem Prieſter auf, daß ſeine Schafe und Ziegen allmählich immer weniger wurden, und er ſprach ſeine Verwunderung darüber aus. Der Schakal ſchwieg und machte ſich etwas den Schafen zu thun.

Am folgenden Morgen tödtete der Schakal einen großen Ziegenbock und legte ihn in seinen Korb, dann deckte er wie gewöhnlich Stroh aus dem Viehstall darüber. Als er sich indessen den Korb aufladen wollte, drückte das Gewicht desselben ihn zu Boden; das bemerkte des Priesters Tochter, die eben des Weges kam, und fragte: „Ist die Last zu schwer für Dich?“ „Ja,“ sagte der Schakal, „bitte, hilf mir sie auf.“ „Aber warum nimmst Du auch eine so schwere Last?“ rief des Priesters Tochter; „wirf doch ein Wenig davon hinunter!“ „O nein,“ entgegnete der Schakal, „das darf ich bei Leibe nicht thun.“ „Warum denn nicht?“ lachte sie und stieß schnell mit dem Fuß ein Wenig von dem schmutzigen Stroh herab; als sie indessen den geschlachteten Bock darunter liegen sah, erhob sie ein Geschrei, so daß alle Bewohner des Ortes zusammenliefen. Zornig rief der Priester: „Fangt mir diesen bösen Knecht ein und züchtigt ihn derb!“

Bald war Meister Schakal eingefangen und ungeachtet seines Sträubens an einen Baum gebunden; darauf geißelten die andern Knechte ihn unbarmherzig vom Morgen bis zum Abend. Dann erst verließen sie ihn, ohne indessen seine Bande zu lösen, mit der tröstlichen Versicherung, sie würden mit Tagesanbruch wieder erscheinen, um ihn weiter zu geißeln.

Als die Nacht vollends hereingebrochen war, kam eine Hyäne des Weges und fragte den jämmerlich zerschundenen Schakal, weshalb man ihn denn festgebunden habe. „O, eines unbedeutenden kleinen Versehens halber, das ich mir habe zu Schulden kommen lassen,“ war die Antwort. „Soll ich Dich losbinden?“ fragte die Hyäne. „O bitte, ja!“ rief der Schakal. „Aber,“ forschte die Hyäne weiter, „wenn Dir Jemand Gutes erweist, vergiltst Du ihm auch wohl mit Bösem?“ „O sicherlich nicht!“ betheuerte der

6. Wider den Tod iſt noch kein Kraut gewachſen.

(Der Wolofſiſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 393—396 von Boilat's „Grammaire de la langue Woloffe", Paris 1858.)

Die Hyäne, von wüthendem Hunger geplagt, fraß einſt gierig an einem Ochſen, der ſchon längere Zeit todt auf der Landſtraße gelegen hatte. In dieſer Beſchäftigung ſtörte ſie der Tod, der ihr plötzlich mit hohler Stimme zurief: „Wer gab Dir das Recht, zu berühren, was mir gehört?" Auf's Aeußerſte erſchreckt bat die Hyäne unter bittern Thränen den Tod um Verzeihung. „Wohl," ſprach der Tod, „ich will Dir verzeihen; noch zwei Jahre magſt Du hienieden an Dem zehren, das mir verfallen iſt; aber nach der Zeit ſollſt Du auch in mein Reich kommen."

Die Hyäne verſprach, ſich zu fügen. „Zwei Jahre," dachte ſie, „ſind eine lange Zeit; vielleicht kann ich inzwiſchen in irgend ein fernes Land fliehen, wo der Tod mich ſchon nicht finden ſoll."

Das zweite Jahr ging zu Ende, die Hyäne ſchlief ahnungslos in ihrer Höhle, als plötzlich der Tod erſchien, ſie weckte und ihr den ſchrecklichen Befehl zudonnerte: „Erhebe Dich, Unglückliche! Nimm, was Dir gehört, und folge mir ſofort."

Zitternd und bebend erhob ſich die Hyäne von ihrem Lager und bat flehentlich, der Tod möge ihr wenigſtens erlauben, ihre Kinder noch einmal zu umarmen. „Es ſei Dir gewährt," rief der Tod.

Die Hyäne wandte ſich um, als wolle ſie noch einmal in die Höhle hinein, lief aber im nämlichen Augenblick davon, ſo ſchnell ihre Füße ſie tragen wollten.

Der Tod aber verwandelte ſich, raſch entſchloſſen, in eine Mücke, welche die flüchtige Hyäne überallhin mit ihrem Stachel verfolgte. Endlich ſtürzte die Hyäne, von Ermattung überwältigt, todt zu Boden.

II. Wieſel-Fabeln.

7. Wie iſt der Verſtand in die Welt gekommen?

(Der Bornuſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 56—58 von S. W. Kölle's „African Native Literature etc.", London 1854.)

Im Anfang war kein einziges von allen Thieren im Walde mit Verſtand begabt. Wenn der Jäger auf ſie losging, um ſie zu tödten, blieben ſie ruhig ſtehen und ſtarrten ihn an; ſo tödtete ſie der Jäger Tag für Tag. Da ſandte Gott Jemand in die Welt, der einen ganzen Sack voll Verſtand, feſt zugeſchnürt, unter einen großen Baum mitten im Walde legen ſollte.

Das Wieſel bemerkte, wie der Bote den Sack unter einen Baum legte; ſchnell rief es den Haſen herbei und ſagte zu ihm: „Bruder Haſe, ſiehſt Du den Sack dort unter jenem Baume? Ein fremder Mann hat ihn dorthin gebracht, für mich iſt er zu ſchwer, verſuche, ob Du ihn forttragen kannſt." Aber der Haſe mußte den Verſuch aufgeben; der Sack voll Verſtand war zu ſchwer für ihn. Aergerlich ging er davon.

Das Wieſel wiederholte nun allein den Verſuch, aber gleichfalls vergebens; da rief ihm plötzlich eine Taube vom Gipfel des Baumes zu: „Lehne den Sack gegen den Baumſtamm, dann bücke Dich und lade ihn Dir ſo auf." Das Wieſel gehorchte, lud ſich den Sack auf dieſe Weiſe auf

und brachte ihn glücklich nach seiner Höhle; dort setzte es ihn nieder, öffnete ihn und siehe da! es war reiner Verstand darin.

Nun lief das Wiesel eilends davon, den Hasen aufzusuchen; schon von Weitem rief es ihm zu: „Bruder Hase, denke Dir nur, jener Sack enthält reinen Verstand. Gott hat sich in Liebe zu uns gewandt und uns Verstand geschenkt; sprich aber ja zu Niemandem davon. Ich will Dir ein Wenig davon abgeben und das Andere in meiner Höhle verbergen. Wer dann kommt, um sich ein Wenig von mir zu erbitten, dem werde ich davon geben.

Damit griff das Wiesel in den Sack und gab dem Hasen seinen Antheil, wobei es fortfuhr: „Nimm dies mit Dir, es wird Dir zur Rettung dienen: schläfst Du bei Tage, so halte Deine Augen offen, damit, wer Dich sieht, glaubt, Du wachest, und von dannen gehe, ohne Dir ein Leid anzuthun. Legst Du Dich aber nieder, ohne zu schlafen, so schließe Deine Augen, auf daß Du den Jäger täuschest, der Dich sieht, sobald er dann auf Dich zukommt, um Dich zu greifen, entfliehst Du in den Wald. Dies wird genug Verstand für Dich sein, den Rest will ich daheim aufbewahren."

Der Hase ging vergnügt mit dem geschenkten Verstande nach Hause und schläft seit jenem Tage mit offenen Augen, im Wachen aber schließt er dieselben. So entkommt er den Jägern.

Das Wiesel aber verbarg sich den andern Verstand in in der Höhle; es gab den andern Thieren aber allmählich auch ein Wenig; daher stammt der Verstand, den diese noch jetzt haben. Für sich aber behielt es den meisten. Triffst Du nun im Wald ein Wiesel und denkst bei Dir: „Halt, das will ich mir doch fangen!" und treibst es vor Dir [illegible], so läuft es in seine Höhle hinab, und ehe Du Dich

noch daran gemacht haſt, die Höhle aufzugraben, iſt es bereits hinter Deinem Rücken hervorgekommen und iſt längſt über alle Berge, wenn Du erſt bemerkſt, daß ſeine Höhle leer iſt.

Darum heißt das Wieſel aber auch der „Verſtandeskönig."

---

8. Der Freundſchaftsbund des Wieſels und der Hyäne.

(Der Bornuſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 45 und 46 von S. W. Kölle's „African Native Literature etc." London 1854.)

Einſt trug das Wieſel der Hyäne ſeine Freundſchaft an, und dieſe war thöricht genug, dieſelbe anzunehmen. Nun hatte die Hyäne eines Tages ein Thier erjagt, kam mit ihrer Beute zum Wieſel und trug ihm auf, Feuer zu beſorgen, um das Fleiſch zu röſten. Das Wieſel kam aber bald zurück und meinte, es habe kein Feuer finden können.

Eben ging die Sonne im Weſten unter; die Hyäne, die den leuchtenden Sonnenball für Feuer hielt, gebot dem Wieſel das Fleiſch zuzurüſten, während ſie Feuer holen wolle. Damit ging ſie auf die untergehende Sonne zu, das Wieſel aber verbarg ſchnell das Fleiſch in ſeiner Höhle.

Die Hyäne ſah zu ihrem Erſtaunen das Feuer verſchwinden, indem nämlich die Sonne unterging. Verwundert kehrte ſie um und ſprach zum Wieſel: „Ich bin zwar auf die Stelle zugegangen, wo ich das Feuer bemerkt, als ich aber kam, verſchwand es plötzlich. Aber ſage, was iſt denn aus unſerm Fleiſch geworden? Ich ſehe es ja nicht mehr." „Ach," entgegnete das Wieſel, „während ich auf Dich wartete und das Fleiſch zurüſtete, kamen zwei Männer

dort aus dem Walde und warfen es in jene Höhle; warte, laß mich in die Höhle gehen und laß Du Deinen Schwanz hineinhängen, dann will ich es an Deinen Schwanz binden, und Du magſt es hinausziehen."

Somit ſprang das Wieſel in ſeine Höhle, band aber nicht das Fleiſch, ſondern einen derben Knittel an den Schwanz der Hyäne, den dieſe in die Höhle hinabhängen ließ; dann packte es den Knittel feſt an und rief: „Zieh!" Die Hyäne zog, vermochte aber nicht, dem Wieſel den Knittel zu entwinden; ärgerlich zog ſie noch einmal mit aller Kraft, da riß ihr Schwanz aus und blieb an dem Knittel hängen.

Das Wieſel verbarg ſich hurtig mit dem Fleiſche im Grunde der Höhle, die Hyäne aber, die weder das Wieſel, noch ihr Fleiſch in der dunkeln Grube ſah, lief zornig und ohne Schwanz in den Wald.

Sie war noch nicht lange im Walde umhergelaufen, als ſie zwei Männer daherkommen ſah. „Aha!" dachte die Hyäne, „da gibt es Fleiſch für mich;" damit eilte ſie auf die Männer zu. Auch die Männer riefen: „Da gibt es ja Fleiſch," und gingen ihr entgegen. Als aber die Hyäne einen der Männer anpackte, ſchlug dieſer ganz ruhig Feuer,*) der andere aber ging auf die Hyäne zu, riß ihr ein Ohr ab und röſtete es über dem Feuer; dann aß er es. Als das die Hyäne ſah, lief ſie erſchreckt davon.

So hatte ſie durch das ſchlaue Wieſel erſt ihren Schwanz, dann ein Ohr eingebüßt. Seit jenem Tage war die Freundſchaft zwiſchen der Hyäne und dem Wieſel zu Ende.

*) Die Kanuris oder Bornus machen ſich Feuer, indem ſie ein hartes Stück Holz mit einem der mürben, ausgetrockneten Zweige des Kaſt-Baumes zuſammenreiben.

9. Die Elephantenhaut.

(Der Bornuſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 38—41 von S. W. Kölle's „African Native Literature", London 1854.)

Als die Frau eines Wieſels ihrem Gatten ein Kindchen geboren hatte, rief ſie ihm zu: „Schaff mir nun Kleider, ſowie ich ſie liebe." „Was für Kleidungsſtücke meinſt Du denn?" fragte das Wieſel. „Schaffe mir eine Elephantenhaut!" verſetzte ſein Weibchen.

Da machte das Wieſel, das ſchlaueſte unter allen Thieren im Walde, ſich auf, ging zum Miſtwurm, zum Huhn, zur Katze, zum Hunde, zur Hyäne, zum Leoparden, zum Löwen und zum Elephanten, zu denen Allen ging ſie und ſagte: „Mein Feld iſt mit Gras überwuchert, ich bitte Euch, kommt morgen, auf daß wir es reinigen."*) Alle ſagten ihre Hilfe bereitwillig zu.

Am folgenden Morgen erſchien zuerſt der Miſtwurm mit Hacke und Speer**) auf dem Felde des Wieſels; dort angekommen ſteckte er ſeinen Speer neben ſich in die Erde und begann, mit der Hacke das Feld zu bearbeiten.

Bald kam auch das Huhn und fragte das Wieſel, wer vor ihm gekommen ſei. Das Wieſel zeigte ihm den arbeitenden Miſtwurm, das Huhn aber ſtürzte ſich auf ihn zu und verſchlang ihn; dann machte es ſich an die Arbeit.

Es hatte noch nicht lange gearbeitet, als die Katze

---

*) Dies bezieht ſich auf die Gewohnheit der Negervölker, ſich bei der Beſtellung ihrer Felder gegenſeitig zu helfen. Bei ſolchen Gelegenheiten finden ſich in der Regel viele Arbeiter ein, und der gegenſeitige Wetteifer ermöglicht es, in einem Tage oft ein gut Theil Arbeit zu bewältigen. (Kölle.)

**) Der Speer gehört zwar nicht zu den beim Ackerbau verwandten Geräthſchaften, aber der Zuſtand der Unſicherheit geht ſoweit, daß ſie in vielen Gegenden auch an die Feldarbeit ſtets bewaffnet gehen. (Kölle.)

herbeikam und das Wieſel fragte: „Wer iſt vor mir gekommen?“ „Der Miſtwurm,“ erwiderte das Wieſel, „aber den hat das Huhn, welches dort arbeitet, aufgefreſſen.“ Kaum erblickte die Katze das Huhn, ſo fiel ſie über dasſelbe her und fraß es auf; dann machte ſie ſich an die Arbeit.

Nun kam der Hund; als dieſer vernahm, das Huhn habe den Miſtwurm, die Katze aber habe das Huhn gefreſſen, ſo packte er dieſelbe und verzehrte ſie; alsdann begann er zu arbeiten.

Nach ihm kam die Hyäne; unterrichtet, wie das Huhn den Miſtwurm, die Katze das Huhn, der Hund aber die Katze gefreſſen habe, ſtürzte ſie ſich auf den Hund und fraß ihn; dann ergriff ſie ihre Hacke und machte ſich an die Arbeit.

Nach ihr kam der Leopard; er hörte vom Wieſel, was vorgefallen ſei, ſtürzte ſich auf die arbeitende Hyäne los, tödtete und verzehrte ſie; dann machte er ſich an die Arbeit.

Bald darauf kam der Löwe, fragte das Wieſel über Alles aus und machte ſich dann über den Leoparden her, den er auch nach kurzem Kampfe überwältigte und tödtete. Darnach begann er zu arbeiten.

Endlich kam auch der Elephant mit ſeiner Hacke an. „Bruder Wieſel,“ ſagte er, „wer iſt vor mir gekommen?“ „Der Miſtwurm,“ verſetzte das Wieſel, „aber den hat das Huhn gefreſſen.“ „Wo iſt denn das Huhn?“ „Die Katze hat es gefreſſen“. „Wo iſt die Katze?“ „Der Hund fraß ſie.“ „Und der Hund?“ „Den hat die Hyäne gefreſſen.“ „Und wo iſt die Hyäne?“ „Die fraß der Leopard.“ „Und wo iſt der Leopard denn?“ „Den fraß der Löwe.“ „Und der Löwe?“ fragte der Elephant weiter. „Der arbeitet dort auf dem Felde,“ verſetzte das Wieſel.

Da eilte der Elephant auf den arbeitenden Löwen zu,

um ihn anzugreifen. Nun hatte das ſchlaue Wieſel aber eine Fallgrube gemacht, mitten darinnen einen ſpitzen Pfahl angebracht, eine Matte darüber gebreitet und das Ganze mit Erde zugeſchüttet. Während der Elephant und der Löwe nun rangen, fiel der Erſtere in jene Grube; der Löwe aber enteilte in den Wald.

Nun ſtieg das Wieſel in die Fallgrube hinab, zog dem Elephanten das Fell ab und brachte es ſeiner Frau mit den Worten: „Sieh, hier bring' ich Dir mit Gottes Hilfe, was Deine Seele begehrt!“

III. Spinnen-Fabeln.

10. Der Däumling.

(Der Temneſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 44–56 von C. F. Schlenker's „Collection of Temne Traditions etc.", London 1861.)

Ein König hatte viele Kühe, unter denen eine beſonders große war. Die gefiel der Spinne außerordentlich, ſo ging ſie zum Herrn Taba und fragte ihn, ob er ihr behilflich ſein wolle, des Königs große Kuh zu tödten; dann wollten ſie dieſelbe gemeinſchaftlich verzehren.

Schreckte Herr Taba auch Anfangs vor dieſem Unternehmen zurück, doch ließ er ſich von der Spinne bereden, ihr auf die königliche Weide zu folgen. Dort trafen ſie den Ameiſenfreſſer, wie er eben ein Loch in die Erde wühlte. Zu dem ſagte die Spinne: „Was gräbſt Du hier? Du wirſt in eine ſchöne Geſchichte kommen, wenn eine von des Königs Kühen hier hineinfällt."

Erſchreckt lief der Ameiſenfreſſer davon, holte Erde herbei und füllte das Loch wieder zu. Als der Ameiſenfreſſer darauf ſchlafen wollte, begleiteten die beiden Andern ihn unter freundlichen Reden zu ſeiner Lagerſtätte, um zu erfahren, wo dieſelbe ſei.

Darauf holte die Spinne die Kuh des großen Königs herbei, öffnete das Loch, das der Ameiſenfreſſer gegraben und ließ die Kuh hineinſtürzen; dann ging ſie davon.

Als ſpäter des Königs Knechte kamen, um nach dem Vieh zu ſehen, fanden ſie, daß eine Kuh mit dem Kopfe aus der Grube hervorſchaute. Als der König dieſe Nachricht erhielt, ging er ſelbſt mit ſeinem Gefolge dorthin; als man aber die Kuh herauszog, war ſie bereits todt. „Wie iſt das zugegangen?“ rief der König erſtaunt. „Rufe nur den Ameiſenfreſſer herbei, der hier ganz in der Nähe ſchläft; der wird es ſchon wiſſen!“ ſo rief die Spinne dem Könige zu. Der König rief den Ameiſenfreſſer herbei und ſagte: „Du haſt mir meine Kuh getödtet.“ Als der Ameiſenfreſſer dies beſtritt, fragte der König: „Sprich, haſt Du dieſes Loch gegraben oder nicht?“ „Das habe ich allerdings gethan,“ verſetzte der Ameiſenfreſſer, „aber die Kuh habe ich nicht getödtet.“

Während die Beiden ſo ſprachen, flüſterte die Spinne dem Herrn Taba zu: „Gib Acht, wir wollen den Ameiſenfreſſer ſchon verſpeiſen.“ Dann ging ſie zu des Königs Miniſter und ſagte: „Verhafte doch den Ameiſenfreſſer, er hat die Kuh getödtet.“ Da packte des Königs Miniſter den Ameiſenfreſſer und ſagte: „Du ſtreiteſt vergebens wider den König. Ich verhafte Dich hiermit. Laß ihn tödten, o König, denn er hat Deine Kuh getödtet.“ „Ja,“ rief die Spinne, die nach ſeinem Fleiſche lüſtern war, „laß ihn tödten.“

Da ließ der König den Ameiſenfreſſer tödten; als er aber Befehl gab, ſeine Leiche in der Stadt zu begraben, rieth ihm die Spinne, ihn lieber im Grasfelde zu beerdigen. So ward denn der Ameiſenfreſſer in der Grube beerdigt, in welcher des Königs Kuh verunglückt war. Der König ließ alsdann die Kuh in die Stadt bringen, um ihr Fleiſch zu vertheilen; der Spinne aber gab er ein ganzes Bein, weil ſie ihm Nachricht gegeben, wer die Kuh getödtet habe.

In der Nacht aber holten die Spinne und Herr Taba die Leiche des Ameisenfressers aus seinem Grabe und trugen dieselbe hinter das Haus. Erfreut sagte Herr Taba: „Ich sehe schon, Spinne, Du kannst Etwas durchsetzen.“

Von dem Fleisch des todten Ameisenfressers zehrten die Spinne und Herr Taba bis zum nächsten Mondwechsel. Als sie das letzte Stück aßen, rief Herr Taba traurig: „Ach, nun ist die schöne Zeit des Fleischessens vorüber.“ „Warte nur,“ entgegnete die Spinne, „morgen gibt es wieder Fleisch für uns.“

In der nächsten Nacht, als Alles schlief, rief die Spinne Herrn Taba, und Beide gingen an den Ort, wo des Königs Kühe angebunden waren. Die Spinne bestrich eine der schönsten Kühe unter der Nase mit ein wenig Arznei, die sie mitgebracht hatte; da schnappte die Kuh Beide auf. „Das Herz müssen wir unversehrt lassen,“ sagte die Spinne, als sie drinnen in der Kuh waren. Dann zog sie ein Messer hervor und schnitt der Kuh ein gut Theil Fleisch aus. Das Fleisch legte sie alsdann in einen Korb, den Herr Taba ihr hinhielt. Als die Kuh nun einmal das Maul zum Gähnen öffnete, schlüpften Beide hinaus.

Nachdem sie an dem mitgebrachten Fleisch vier Tage gezehrt hatten, krochen sie eines Nachts auf dieselbe Weise wieder in die Kuh hinein. Herr Taba schnitt mit seinem Messer der Kuh eine Niere aus, die Spinne aber rief ihm zu: „Schneide an der Brust, Herr Taba.“ Aus Versehen schnitt Herr Taba jedoch die Herzsehnen durch, da stürzte die Kuh sofort todt nieder. Die Spinne verbarg sich schnell unter der Leber, Herr Taba aber kroch in seiner Angst in den Magen.

Am folgenden Morgen fanden des Königs Knechte die Kuh todt; man schnitt ihr den Bauch auf, dann trennten

die Leute mit Hackbeilen das Fleiſch von den Rippen. Da rief die Spinne von innen heraus: „Trefft mich nur nicht, trefft mich nur nicht!“ Da liefen Alle erſchreckt davon und eilten zum Könige, um ihm zu melden, die todte Kuh ſpräche.

Der König ging ſelbſt zur Stelle und gebot den Leuten, von Neuem zu hacken. Endlich fand man die Spinne, und der König befahl ſeinen Leuten, ſie zu geißeln. So band man die Spinne denn an einen Baum, kaum aber hatte ſie den erſten Schlag erhalten, ſo rief ſie laut: „Herr Taba und ich, wir ſind zuſammen geweſen!“ „Wo iſt Herr Taba denn?“ fragte man. Da die Spinne aber keine Antwort darauf geben konnte, ſo ſagte der König: „Du lügſt, Spinne; Du haſt meine Kuh getödtet!“

Taba hielt ſich inzwiſchen im Magen der Kuh verborgen. Nun wurden die Kinder zum Bache geſchickt, um das Geſchlinge auszuwaſchen; als ſie dort den Inhalt desſelben in den Bach ſchütteten, ſprang Herr Taba vorſichtig heraus, kam an der andern Seite des Baches erſt wieder zum Vorſchein und klagte laut: „Warum geht Ihr ſo mit mir um?“ „Ach, Herr,“ verſetzten die Kinder, „wir haben es ja nicht gewußt.“

Als der König Herrn Taba's Stimme vernahm, eilte er hinzu und fragte, was es gäbe. „Ach,“ klagte er, „die Kinder haben mich mit Schmutz beworfen, während ich mich badete.“ Da holte der König ſelbſt ein Hemde und ein Paar Hoſen herbei und ſprach zu Herrn Taba: „Reinige Dich, mein Freund, und kleide Dich an.“ Herr Taba gehorchte und ging alsdann mit dem König zur Stadt.

Trotz der wiederholten Betheuerung der Spinne, Taba ſei mit ihr in der Kuh geweſen, verſicherte dieſer, es ſei nicht wahr. Herrn Taba's Weib wurde nun befragt; die

ſagte aus, Herr Taba habe die Nacht nicht im Hauſe geſchlafen, ſondern ſei ſchon am Tage vorher, als die Sonne noch hoch am Himmel ſtand, ausgegangen. Herr Taba aber ſagte, wenn die Spinne die Wahrheit ſagte, würde man ihn ja auch im Bauche der Kuh gefunden haben. „Ja," ſprach der König, „die Spinne lügt; ſie allein hat die Kuh getödtet. Peitſcht ſie!"

Da banden ſie die Spinne an eine junge Palme und ſchlugen ſie mit Palmzweigen, bis der König endlich ſagte: „Nun laßt ſie laufen!" Die Spinne war lange Zeit krank; als ſie wieder genas, merkte ſie, daß ihr in Folge der erlittenen Hiebe viele Beine gewachſen waren, und beſchämt lief ſie in den Buſch.

---

11. Wie die Buſchziege das Fürchten lernt.

(Der Temneſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 73—87 von C. F. Schlenker's „Collection of Temne Traditions etc.", London 1861.)

Einſt wollte die Spinne etwas aus dem Schloſſe des Königs ſtehlen, wurde aber gefaßt und ſollte eben zum Tode geführt werden, als der König ihr das Leben ſchenkte und ſie in Freiheit ſetzen ließ. Sie eilte heim, unterwegs aber begegnete ihr die Buſchziege*) und rief ihr zu: „Was iſt Dir denn widerfahren, Spinne?" „Ach, ich bin halbtodt vor Schrecken," entgegnete jene. „Halbtodt?" lachte die Buſchziege; „wie kann man denn halbtodt ſein?"

*) Die Buſchziege (Temne „*bō*") iſt eine Antilopenart etwa von der Größe einer Ziege, ſchwarz, mit langen nach hinten gebogenen Hörnern, zwiſchen denen lange, rothe Haare wachſen. (Schlenker.)

„Ich will es Dir morgen einmal zeigen," entgegnete die Spinne.

Am folgenden Morgen ging die Spinne mit der Ziege auf's Grasfeld; die Spinne hatte vorher ihre Kinder, mit Messern versehen, in eine Fallgrube auf dem Felde gesetzt. Eins von des Königs Schafen war in jene Grube gerathen und ragte eben noch mit dem Kopfe hervor; unten hielten es die Kinder der Spinne fest. Die Kinder hatten aber folgenden Namen: das älteste hieß *Gbánne-Yona*; das zweite *Nant-e-Fukan* und das jüngste *Gbápne Nantro-Kos*.

Zu jener Grube führte nun die Spinne die Buschziege. „Sieh nur," rief sie, als sie dort angelangt waren, „sieh nur, liebe Buschziege, da ist eins von des Königs Schafen in eine Grube gefallen! Warte, ich will einen Stock schneiden, um es herauszuholen."

Damit ging die Spinne davon, die Buschziege aber packte den Kopf des Schafes an und versuchte, es herauszuholen; inzwischen schnitten die jungen Spinnen heimlich dem Schaf die Kehle durch, so daß die Buschziege plötzlich den blutigen Kopf des Schafes in der Hand hielt.

Die jungen Spinnen hatten unterdessen bereits heimlich die Grube verlassen und waren zur Stadt geeilt, um dem König anzuzeigen, die Buschziege habe einem seiner Schafe den Kopf abgerissen. Als der König herbeieilte und die Buschziege mit dem blutigen Haupte des Schafes dort stehen sah, rief er: „Was hat das zu bedeuten?" „Herr," rief die Spinne, „die Buschziege hat dem Schaf den Kopf abgerissen." Dann flüsterte sie derselben heimlich zu, wenn man sie verfolge, so solle sie sich nur in die Höhle des Ameisenfressers flüchten. Als der König nun Befehl gab, man solle die Buschziege ergreifen und tödten, da lief dieselbe davon und versteckte sich in der Höhle des Ameisen-

freſſers, ſo daß ſie Keiner ſehen konnte. Die Spinne flüſterte ihr von oben zu: „Liebe Buſchziege, biſt Du da?“ „Ja,“ rief die Buſchziege leiſe hinauf. Da warf ihr die Spinne Salz hinunter und rief ihr zu: „Will Dich Jemand fangen, ſo blaſe ihm nur tüchtig Salz in die Augen.“ Dann rief ſie laut: „Seht, dort unten iſt ſie!“ Leiſe rief ſie noch hinab, wenn die Buſchziege ihren Verfolgern Salz in die Augen geblaſen habe, ſo ſolle ſie ſich nur nach ihrem (der Spinne) Garten begeben.

Inzwiſchen waren Alle bei der Höhle angekommen, aber Keiner von Allen verſtand ſich aufs Graben, ſo daß ſie die Buſchziege nicht aus der Grube herausſchaffen konnte. Der König fragte die Spinne um Rath, und dieſe ſchlug vor, den Ameiſenfreſſer herbeiholen zu laſſen.

Der Ameiſenfreſſer erſchien und erhielt vom König den Auftrag, die Höhle durch Graben zu zerſtören, um die Buſchziege hervorzuſchaffen. Der Ameiſenfreſſer grub, bis er in die Nähe der Buſchziege kam, da blies ihm jene Salz in's Geſicht. „Ach,“ klagte der Ameiſenfreſſer, „mir kommt ſoviel Sand in die Augen!“ Da ſandte der König einen ſeiner jungen Leute, um dem Ameiſenfreſſer den Sand aus den Augen herauszublaſen.

Inzwiſchen holten die jungen Spinnen heimlich und unbemerkt das todte Schaf aus der Höhle und ſchleppten es nach ihres Vaters Hauſe. Der junge Mann, der dem Ameiſenfreſſer den Sand aus den Augen herausblaſen ſollte, rief auf einmal: „Wie ſüß ſchmeckt doch, was aus des Ameiſenfreſſers Auge kommt!“ Die Spinne aber rief: „Wer weiß, ob nur das ſüß iſt, was aus ſeinem Auge kommt.“ „Wie meinſt Du das?“ fragte der König. „„Nun, wenn ſchon das ſüß iſt, was aus ſeinem Munde kommt, wie viel ſüßer wird er nicht ſelbſt ſein.““

Da rief der König: „Komm, Ameiſenfreſſer, und laß

mich Deine Süße verſuchen!“ Da der Ameiſenfreſſer aber nicht gehorchte, ſo ſtieg der König zu ihm hinab und blies ihm in die Augen. „O, wie ſüß biſt Du!“ rief der König entzückt. Der Ameiſenfreſſer wollte ſich entfernen, der König aber ſagte: „Laß mich noch einmal Deine Süße ſchmecken, Ameiſenfreſſer!“ Da floh jener davon, des Königs Leute aber griffen ihn auf dem Grasfelde und brachten ihn vor den König. „Tödte ihn doch,“ ſprach die Spinne, „dann kannſt Du prüfen, wie ſüß er iſt.“ Da ließ der König den Ameiſenfreſſer tödten.

Als man denſelben hernach aufſchnitt, ſagte die Spinne: „Ich will mir einen Korb holen.“ Sie ging aber und flüſterte der Buſchziege zu: „Eile in meinen Garten.“ Als die Spinne wiederkam, vertheilte der König bereits das Fleiſch des Ameiſenfreſſers; die Spinne erhielt zum Lohn für ihre Rathſchläge ein Bein, einen der Schenkel und den Schwanz. Darnach ſagte der König: „Nun laßt uns die Buſchziege hervorholen.“ „Ja wohl,“ ſagte die Spinne.

Als der König an die Grube kam, machte er voller Erſtaunen die Spinne auf die dort befindlichen Fußſpuren aufmerkſam. „Das iſt eine ſchöne Geſchichte,“ meinte die Spinne, „da iſt uns die Buſchziege entkommen.“

Der König kehrte darauf unverrichteter Sache zur Stadt zurück; die Spinne aber holte die Buſchziege aus ihrem Garten und ließ ſie ſich hinten im Gehölz verbergen.“ „Nun,“ fragte die Spinne, „wie iſt es Dir denn eigentlich ergangen?“ „Ach,“ entgegnete die Buſchziege, „ich war halbtodt vor Schrecken dort in der Grube.“ „Aha!“ meinte die Spinne; „weißt Du nun, wie Halbtodtſein iſt? Aber warte nur, Du ſollſt es ſchon noch beſſer kennen lernen.“

Damit ging ſie davon. Im Walde traf ſie die Jungen des Leoparden. Schnell kehrte ſie um und ſprach zur

Buſchziege: „Mein Kopf ſchmerzt mich, komm mit mir, ich will mir Arznei ſuchen.“ Unter dieſem Vorwande führte ſie die Buſchziege fort; im Walde wies ſie auf den Baum, unter dem die jungen Leoparden lagen, und ſagte: „Geh, ſchabe mir mit Deinen Zähnen Rinde von jenem Baume ab.“

Die Buſchziege ging auf den Baum zu, als ſie aber die jungen Leoparden erblickte, rief ſie die Spinne herbei. „Potz Tauſend,“ rief dieſe, ſcheinbar erſtaunt, „was ſind denn das für Thiere?“ „Wir wollen ſie nur mitnehmen,“ meinte die Buſchziege. Die Spinne willigte ein, und Beide gingen mit ihrer Beute davon. Unterwegs ſagte die Spinne: „Komm, wir wollen die jungen Leoparden tödten.“ Als dies geſchehen war, ſagte die Spinne: „Trage ſie jetzt nur nach Deinem Garten, ich komme gleich nach.“

Als nun der Leopard, von der Jagd heimkehrend, ſeine Jungen nicht mehr unter dem Baume fand, wo er ſie gelaſſen, verfolgte er ihre Spur, die ihn zum Garten der Buſchziege führte. Dort fand er die Buſchziege damit beſchäftigt, ein mächtiges Feuer anzuſchüren; ſeine beiden Jungen lagen daneben; als er ſie aber aufhob, merkte er, daß ſie beide todt waren. „Du haſt mir meine Jungen getödtet!“ rief der Leopard wüthend; damit wollte er auf die Buſchziege losſtürzen. Die aber lief davon, ſo ſchnell ihre Füße ſie tragen wollten.

Wuthentbrannt jagte der ſeines Jungen beraubte Leopard ihr nach; die Spinne aber, die von einem nahen Verſteck Alles mit angeſehen, wollte vor Lachen berſten. Der Leopard aber lief den ganzen Tag hinter der Buſchziege her, ohne ſie einholen zu können.

Als die Nacht hereinbrach, verbarg ſie ſich im Hauſe des Königs. Gleich nach ihr kam der Leopard ſchweißbedeckt an. „Iſt die Buſchziege hier?“ fragte er. „Ja“, ıete der König, „was willſt Du denn von ihr?“

„Ach," klagte der Leopard, „ſie hat meine Jungen getödtet!" „Dann fange ſie Dir nur," ſprach der König; „ſie iſt dort hinten. Neulich hat ſie auch eins von meinen Schafen getödtet." Die Buſchziege war aber ſchneller als der Leopard, ſie entkam ihm und verbarg ſich in der Wohnung der Spinne.

Dieſe war inzwiſchen zurückgekehrt, hatte die getödteten jungen Leoparden zugerüſtet und auf's Feuer geſetzt; dann eilte ſie wieder zur Stadt. Der Leopard, der wieder bei dem Könige angelangt war, klagte der hinzutretenden Spinne: „Denke Dir, die Buſchziege hat meine Jungen getödtet." „Schon wieder die Buſchziege!" entgegnete die Spinne; „neulich hat ſie erſt meine Kinder getödtet." Dann kehrte ſie zur Buſchziege zurück, während der Leopard ſich von Neuem aufmachte, dieſe zu ſuchen.

Die Spinne brachte der Buſchziege Eſſen, dann fragte ſie: „Nun, Buſchziege, wie geht es Dir denn?" „Ach, ich bin halbtodt vor Angſt!" „So! nun, Du wirſt wohl bald wiſſen, wie es iſt, wenn man ſich halbtodt fühlt. Haha! Jetzt aber lauf, ſoweit Du kannſt, denn wenn der Leopard Deine Spur findet, wird er nicht ablaſſen, Dich zu verfolgen."

Dann ging ſie zum Leoparden und ſchürte ſeine Wuth gegen die arme Buſchziege von Neuem; zugleich gab ſie ihm den Rath, ſich hinter des Königs Hauſe verborgen zu halten, ſie wolle verſuchen, ihm die Buſchziege zuzuführen. Darauf ſuchte ſie dieſelbe auf und ſagte: „O, Alles iſt wieder in Ordnung. Geh nur ruhig zur Stadt und warte hinter dem Hauſe des Königs auf mich." Die Buſchziege gehorchte; als der Leopard ſie aber ſah, ſtürzte er ſich auf ſie. Der König hörte ihr Geſchrei und gebot dem Leoparden, ſie vor ihn zu bringen; dann ließ er ſie tödten.

Erſt nachdem ſie getödtet war, erſchien die Spinne; der gab der König die beſten Stücke zum Dank für ihre Rathſchläge. Zum Leoparden aber ſprach der König: „Jage alle Buſchziegen, die Du antriffſt.“ Seit jenem Tage ſtellt der Leopard den Buſchziegen nach.

Die Kinder der getödteten Buſchziege aber gingen zur Katze und erzählten ihr, was für eine ſchlechte Perſon die Spinne ſei, die ihre Mutter in's Unglück gebracht habe. Seit jenem Tage ſtellt die Katze den Spinnen nach und frißt ſie, wo ſie nur immer dieſelben finden kann.

---

12. Der bemooſte Zauberſtein oder der überliſtete Betrüger.

(Der Temneſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 67—73 von C. F. Schlenker's „Collection of Temne Traditions etc.,“ London 1861.)

Einſt bemerkte die Spinne im Walde einen dichtbemooſten Stein. „Welch ein ſonderbarer Stein, mit ſo dichtem Mooſe bewachſen!“ rief ſie erſtaunt; plötzlich aber ſtürzte ſie zu Boden und verlor das Bewußtſein; erſt am Abend kam ſie wieder zu ſich. Darauf nun gründete ſie einen Plan, den ſie gegen andere Thiere in's Werk ſetzen wollte.

Tags darauf lud ſie die Buſchziege ein, ſie auf die Jagd zu begleiten. In der Nähe des Steines angekommen, ſagte ſie zu ihr: „Geh nur voran und warte meiner an jenem Baumſtamm, ich komme gleich nach.“ Bald holte die Spinne die Buſchziege ein und ſagte: „Laß uns nun weiter gehen, Freund.“ „Sieh nur,“ rief die Buſchziege, „wie dicht dieſer Stein mit Moos bewachſen iſt!“ In

dem nämlichen Augenblick aber stürzte sie bewußtlos zur Erde. Frohlockend schleppte die Spinne den regungslosen Körper nach Hause und zehrte mit ihren Kindern daran.

Denselben Streich spielte sie dem Hirsche und der Antilope; sie führte ihre Begleiter stets in die Nähe des Steines und blieb dann unter irgend einem Vorwande zurück; der bemooste Stein fiel Jedem auf, und so sprachen sie ahnungslos die verhängnißvollen Worte. Lagen sie dann neben dem verzauberten Steine ohne Bewußtsein, so schleppte die Spinne sie davon und fraß sie auf.

Dem Fillentamba*) aber fiel es auf, daß keiner von den Jagdgefährten der Spinne zurückgekehrt sei; als daher die Spinne eines Tages die Buschkuh**) aufforderte, sie auf die Jagd zu begleiten, so folgte ihnen der Fillentamba ungesehen. Er sah, wie die Spinne zurückblieb, hörte die Buschkuh sagen: „Welch ein sonderbarer, dichtbemooster Stein!" und sah, wie sie sofort regungslos niederstürzte. Er bemerkte auch, wie die Spinne versuchte, den Körper der Kuh fortzuschaffen; dies schien ihr aber nicht möglich zu sein, denn sie eilte davon, um bald mit all ihren Kindern zurückzukehren, und mit vereinten Kräften schleppten sie alsdann die Buschkuh davon. „Aha," dachte der Fillentamba, „nun bist Du gewitzigt."

Als nach einiger Zeit die Spinne den Fillentamba aufforderte, mit ihr auf die Jagd zu gehen, war dieser sofort

*) Eine Hirschart; ein schönes Thier mit schlanken Beinen und weiß- und braungeflecktem Fell. Der Temnesche Name ist „*Wór*". (Schlenker.)

**) Eine große Antilope, größer als die gemeine Kuh, mit weißen Flecken, das Männchen mit langen Hörnern, die es zurückwerfen soll, wenn es durch den Wald streift; wird es aber gereizt, so richtet es dieselben in die Höhe, um sich damit zu vertheidigen. *Pánkál* heißt es in der Temne-Sprache. (Schlenker.)

bereit. Bald waren ſie in der Nähe des Steines, und die Spinne ſagte, wie gewöhnlich: „Ich komme gleich nach; warte eben dort, wo der große Baumſtamm liegt, auf mich.“ Der Fillentamba aber ging an dem Zauberſtein vorüber und blieb erſt eine Strecke hinter demſelben ſtehen.

Als die Spinne nun kam, rief ſie ihm zu: „Warum ſtehſt Du denn dort und nicht hier neben dem Baumſtamm?“ „Hier iſt ja wohl der Weg?“ entgegnete der Fillentamba. Die Spinne aber rief ihn an ihre Seite; ſchweigend gehorchte er. Beide ſtanden jetzt neben dem bemooſten Zauberſteine. Dort hatten ſie folgendes Geſpräch:

Die Spinne: „Warum ſprichſt Du nicht?“

Der Fillentamba: „Was ſoll ich denn ſagen?“

Die Spinne: „Ach, Du haſt ja keinen Verſtand!“

Der Fillentamba: „O ja.“

(Pauſe.)

Spinne: „Schau hier!“

Fillentamba: „Schau hier!“

Spinne: „So ſprich doch!“

Fillentamba: „Was denn?“

Spinne: „Aus Etwas wächſt Etwas.“

Fillentamba: „Aus Etwas wächſt Etwas.“

Spinne: „So ſprich doch endlich!“

Fillentamba: „So ſprich doch endlich!“

Spinne: „Du biſt wirklich ein ſonderbarer Burſche, Meiſter Fillentamba. So ſprich doch endlich!“

Fillentamba: „Ja, was ſoll ich denn ſagen?“

Spinne: „Sage: Sar-lo.“

Fillentamba: „Sar-lo.“

Spinne: „Sage: Aus einem Stein wuchs Moos hervor.“

Fillentamba: „Aus einem Stein wuchs Moos hervor.“

Kaum hatten sie diese Worte gesprochen, als Beide wie todt niederstürzten. Als sie wieder erwachten, war es bereits Abend. „Was gibt's nun?" fragte die Spinne. „Gar nichts," sagte der Fillentamba. „Was soll ich sagen?" fragte die Spinne weiter, in der Hoffnung, den Fillentamba zu berücken; der aber wiederholte ganz unbefangen: „Was soll ich sagen?" Rasch rief die Spinne: „Sage: Aus einem Stein wuchs Moos hervor!" damit fiel sie bewußtlos zu Boden.

Der Fillentamba aber hütete sich wohl, es zu wiederholen, sondern ging heim und warnte Alle vor der Spinne und vor dem bemoosten Zaubersteine.

---

13. Die Geister im Rattenloche oder Vater und Sohn.

(Der Akrasche Originaltext dieser Fabel findet sich auf Seite 198—200 von J. Zimmermann's „Grammatical Sketch of the Akra-or Gã-Language," Stuttgart 1858.)

Einst kam eine Hungersnoth über das Land; da machte die Spinne und ihr Junges sich aus der Stadt auf, um draußen unter altem Mauerwerk Nüsse zu suchen. Es vergingen aber mehrere Wochen, ohne daß sie nur eine einzige Nuß fanden; endlich fand das junge Spinnlein eines Tages eine Nuß; voller Freude knackte es sie auf, aber siehe! da fiel sie ihm aus der Hand und rollte in ein Rattenloch. Spinnlein war aber nicht gewillt, seine Beute so ohne Weiteres fahren zu lassen, sondern stieg in das Rattenloch hinab, um seine verlorene Nuß zu suchen.

Da traten ihm aber drei Geister entgegen: ein weißer,*)

*) Weiß ist die Farbe der Fetische.

ein rother und ein schwarzer Geist, die sich seit Erschaffung der Welt weder je gewaschen, noch je ihren Bart geschoren hatten. Die fragten es: „Wohin willst Du? Und was suchst Du?“ Da erzählte das Spinnlein ihnen seine Leidensgeschichte und sagte, es sei in das Rattenloch gekommen, um seine verlorene Nuß zu suchen. Da sprachen die drei Geister: „Und für weiter nichts als eine Nuß unternimmst Du soviel?“ Dann gruben sie auf ihrem Acker nach Yams und brachten ihm eine Anzahl davon, wobei sie sagten: „Schäle diese Yams und koche die Schalen, das Gute aber wirf weg.“ Spinnlein gehorchte, bereitete die Schalen zu, und siehe! sie verwandelten sich in herrliche Yams.

Drei Tage blieb Spinnlein dort und wurde inzwischen sehr fett, am vierten Tage aber bat es die Geister um Erlaubniß, seinen hungernden Leidensgefährten auch ein Wenig von den köstlichen Yams bringen zu dürfen. Die Geister willfahrten seinem Begehren und entließen Spinnlein mit einem großen Korbe voller Yams. Sie begleiteten das Spinnlein noch ein Stück Weges, und ehe sie von ihm Abschied nahmen, sprachen sie zu ihm: „Du bist nun unser Freund, darum wollen wir Dir auch etwas anvertrauen. Wir wollen Dich ein Sprüchlein lehren, aber verrathe es ja an Niemand.“ Darauf sangen sie:

Solo: „Weißer Geist — hoho!
Rother Geist — hoho!
Schwarzer Geist — hoho!“

Chor: „Würd' mein Kopf übertreten,
Was würde mir geschehen?
Den Kopf, den wirft er weg!
Den Fuß, den wirft er weg!
Den Kopf, den wirft er weg!
Du, Du beleidigtest die Hauptfetische!“

So ſangen die Geiſter; darauf entließen ſie Spinnlein. Als es daheim ankam und die Yams zeigte, rief ſein Vater alle Freunde herbei, und ein Jeder bezeigte ihm ſeine Freude; von den mitgebrachten Yams aber aßen Alle mit dem größten Vergnügen und wurden ſehr fett. Spinnlein holte nun immer neuen Vorrath aus dem Rattenloche hervor, darinnen die ungewaſchenen Geiſter hauſten Endlich machte Spinnleins Vater, von Neugierde geplagt, ihm eines Tages das Anerbieten, es dahin zu begleiten, von wo es ſtets ſo ſchöne Yams heimbringe; Spinnlein wollte aber Nichts davon wiſſen, denn ſein Vater hatte keine Lebensart. Die alte Spinne aber wollte ſich nicht ſo ohne Weiteres von ihrem Vorhaben abbringen laſſen, ſondern ſchnitt in der Nacht, während Spinnlein ahnungslos ſchlief, ein Loch in ſeinen Sack und füllte denſelben mit Aſche.

Als Spinnlein ſich am andern Morgen mit dem Sack auf dem Weg gemacht hatte, ſchlich ſein Vater ihm auf der Spur nach, die durch die Aſche bezeichnet war, und holte Spinnlein draußen vor der Stadt ein. „Nun wohl!“ rief Spinnlein, „ich ſehe, Du willſt ſtatt meiner gehen. Wohlan! Geh, ich kehre zurück. Hüte Dich aber, Vater, zu viel zu ſprechen und den Klugen zu ſpielen!“ Damit ging Spinnlein davon, ſein Vater aber rief ihm nach: „Sorge lieber für Dich ſelbſt!“ und ging ſtracks in das Rattenloch hinein.

Dort traten ihm die Geiſter entgegen und fragten nach ſeinem Begehren; kaum hatte die Spinne ſie aber erblickt, als ſie laut auflachte und rief: „Seh' Einer dieſe ungewaſchenen Narren! Kommt, ſoll ich Euch Eure buſchigen Bärte ſtutzen?“ „Willſt Du uns vielleicht Weisheit lehren?“ riefen die Geiſter erzürnt; „und was ſuchſt Du überhaupt hier?“ Da berichtete die Spinne, wie ſie gekommen ſei, Yams für ſich und ihre Genoſſen zu holen. Darauf

brachten sie ihm Yams und sprachen dabei: „Schäle sie und koche die Schalen.“ Die Spinne aber lachte und meinte: „Daß ich ein Narr wäre!“ damit setzte sie die Yams auf's Feuer, aber sie wollten durchaus nicht gar werden. Als sie nun endlich den Rath der Geister befolgte und nicht die Yams, sondern die Schalen auf's Feuer setzte, verwandelten diese sich in herrliche Früchte.

Nachdem die Spinne einige Zeit bei den Geistern geblieben war, sagte sie: „Nun will ich gehen.“ Da gaben die Geister ihm einen großen Korb voll Yams mit und begleiteten sie noch ein Stück Weges; ehe sie sich von ihr trennten, lehrten sie dieselbe jenes Sprüchlein, welches sie auch dem Spinnlein anvertraut hatten, schärften ihr aber ein, es ja nie zu singen. Unerachtet des Verbotes sang die Spinne sofort mit; als die Geister aber schwiegen, meinte sie, sie haben nur einen alten Gesang aus ihrer Heimath gemurmelt.

Kaum hatte sich die Spinne von den Geistern aus dem Rattenloche verabschiedet, so sang sie mit lauter Stimme:

„Weißer Geist — hoho!
Rother Geist — hoho!
Schwarzer Geist — hoho!
Würde mein Kopf ꝛc.“

Da aber ergriff sie ein rasender Schmerz; sie stürzte nieder. Es war ihr, als würden ihr Kopf, Beine und Hände abgeschnitten, aber noch tönte ihr Gesang fort. Mitleidig weckten die Geister sie aus dem bösen Traum, aber die Spinne sang von Neuem, abermals stürzte sie mit jenem schrecklichen Traumbilde vor den Augen nieder; wieder weckten die Geister sie, als sie aber zum dritten Male den verbotenen Gesang anstimmte, nahmen die Geister ihr die Yams weg und peitschten sie von dannen. Die

Bewohner der Stadt jubelten Anfangs, als die Spinne heimkehrte, als sie aber die Erzählung derselben hörten, jagten sie sie erzürnt davon.

IV. Elephanten-Fabeln.

14. Wer kann am Meiſten eſſen?

(Der Bullomſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 52—54 von G. R. Nylander's „Grammar and Vocabulary of the Bullom-Language," London 1814.)

Der Elephant und die Ziege ſtritten ſich, wer von ihnen am Meiſten eſſen könne. Der Löwe, vor den ſie ihren Streit brachten, ſagte: „Ich werde Euch morgen an ein großes Feld führen; wer dann am Meiſten ißt, ſoll unter geſittetem Volk wohnen, der Andere aber ſoll mein Angeſicht fliehen."

Am folgenden Morgen wurden Beide an ein großes Feld geführt und begannen zu graſen; endlich ging die Sonne unter, da legten ſie ſich auf einem Felſen nieder, um ihre Glieder zu ſtrecken. Die Ziege aber reckte und dehnte ſich, dann begann ſie wiederzukäuen. „Was kaueſt Du denn?" fragte der Elephant. „O, ich kaue nur den Felſen. Wenn ich den aufgezehrt habe, kommſt Du an die Reihe."

Als der Elephant das hörte, eilte er in den Wald, ſo ſchnell er laufen konnte.

Daher iſt die Ziege jetzt ein Hausthier und lebt unter geſittetem Volke, der Elephant aber flieht des Menſchen Angeſicht.

15. Wer kann am Meisten essen?

(Eine andere Ueberlieferung.)

(Der Temnesche Originaltext dieser Fabel findet sich auf Seite 60—66 von C. F. Schlenker's „Collection of Temne Traditions etc.", London 1861.)

Der Elephant und die Ziege hatten einst einen Streit, wer von ihnen am Längsten grasen könne. Der Löwe, an den sie sich wandten, damit er ihren Streit schlichte, gebot ihnen, mit ihm in den Wald zu kommen. Dort angekommen, sprach er: „Ihr sollt nun hier grasen; der Elephant grase zu meiner Rechten, die Ziege zu meiner Linken. Hernach werde ich mein Urtheil fällen."

Die Thiere gehorchten; der Elephant knickte mit seinem Rüssel die stärksten Bäume um und fraß die Blätter ab, wobei er die kleine Ziege laut verlachte. Die graste unverdrossen weiter und sagte: „Wir wollen schon sehen, warte nur." Um die Stunde des Reisstampfens*) ging der Löwe mit den Beiden zum Grasfelde und ließ sie dort weiter grasen. Als die Sonne unterging, sagte der Elephant: „Ich dächte, wir gingen ein Wenig zur Ruhe." „Ich habe noch lange nicht genug," meinte die Ziege, „laß uns bis Mitternacht grasen." Mitternacht kam endlich heran, und der Löwe sagte: „Kommt nun mit mir auf jenen Felsen und laßt uns ruhen!"

Alle Drei legten sich nun auf dem weiten nackten Felsen nieder, auf dem kein grüner Halm wuchs; der Elephant hatte sich die bequemste Stelle ausgesucht. Bald schliefen Alle, die Ziege aber kaute laut wieder; von dem Geräusch „*mạrạt, mạrạt*", welches die wiederkäuende Ziege machte, erwachte der Löwe. „Was machst Du da?"

*) D. i. gegen 4 Uhr Nachmittags, zwei Stunden vor Sonnenuntergang in den tropischen Gegenden.

rief er. „Ich esse," war die Antwort, „ich bin noch nicht satt." „Aber was issest Du denn?" fragte der Elephant. „Ich esse den Felsen," entgegnete die Ziege, „Grünes sehe ich nicht; und wenn ich damit fertig bin, ei, dann werde ich etwas ganz besonders Süßes essen." Da sagte der Löwe: „Kommt nun Beide her, auf daß ich den Streit zwischen Euch schlichte." Der Elephant und die Ziege gehorchten, letztere kaute noch immer wieder und machte das Geräusch: „*mạrạt, mạrạt*". „Die hat noch immer nicht genug," murmelte der Elephant.

Der Löwe gab darauf sein Urtheil. „Die Ziege," sagte er, „soll unter den Menschen wohnen; da sie allein nicht satt werden kann, so mögen die Menschen ihr dazu behilflich sein. Der Elephant aber, der die Zäune und Häuser der Menschen beschädigt, darf nicht unter ihnen weilen. Er gehe in den Wald und bleibe dort, denn die Ziege hat ihn im Essen überwunden. Nimm Dich vor ihr in Acht, Elephant; sie, die vom Felsen gegessen, will Dich gewiß auch vertilgen!"

Da enteilte der Elephant in den Wald, suchte den Leoparden auf und sprach zu ihm: „Leopard! Ich gebe die Ziege in Deine Gewalt; fange sie ein und tödte sie! Wenn sie mich findet, wird sie mich sicherlich fressen, darum tödte sie, wenn Du kannst."

Seit der Zeit streift der Elephant einsam im Walde umher, der Leopard aber stellt der Ziege nach, die der Elephant in seine Gewalt gegeben hat.

16. Wer kann am Meiſten eſſen?

(Dritte Ueberlieferung derſelben Fabel.)

(Der Bornuſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 47 und 48 von S. W. Kölle's „African Native Literature", London 1854.)

Der Elephant hatte einſt Streit mit dem Huhne, wer von Beiden wohl am Meiſten eſſen könne. „Du Hühnchen, Du biſt juſt ein Maul voll für mich, und Du willſt behaupten, daß Du mehr eſſen kannſt als ich? Warte, wir wollen morgen zuſammen in den Wald gehen und ſehen, wer von uns Beiden nicht ſatt werden kann."

Demgemäß gingen Beide am folgenden Morgen zum Walde und begannen zu eſſen. Der Elephant weidete die Spitzen der höchſten Bäume ab, und der Hahn ſcharrte ſich allerlei Gewürm aus der Erde heraus. Gegen Mittag war der Elephant ſatt und legte ſich unter einen Baum zur Ruhe. Als das Huhn ihn dort liegen ſah, verhöhnte es ihn und fragte: „Du kannſt doch noch nicht ſatt ſein, Elephant? Komm doch und laß uns weiter eſſen." Unwillig erhob ſich der Elephant und weidete von Neuem etliche Bäume ab, aber das Huhn ſah ihn bald wieder unter dem Baume liegen. Inzwiſchen ging die Sonne unter; da kam das Huhn zum Elephanten und rief lachend: „Schon ſatt? Nun, morgen wollen wir es weiter verſuchen."

Am folgenden Morgen gingen Beide von Neuem aus; plötzlich ſprang das Huhn auf den Fuß des Elephanten zu und pickte mit dem Schnabel daran, es hatte dort ein Würmchen geſehen! Als der Elephant das ſah, rief er: „Mit dem Huhn will ich nicht wieder um die Wette eſſen; ich bin ſchon längſt ſatt, und nun ſucht es ſogar noch an meinem Körper nach Nahrung. Am Ende verzehrt es mich ſelbſt noch." Damit gingen ſie auseinander.

Wenn ſich nun im Bornu-Gebiete ein Elephant zeigt und Kuskus und Wälſchkorn*) in einer Farm abfrißt, ſo greifen die Bewohner ſchnell ein Huhn und kneifen es, ſo daß es aufſchreit, dann läuft der Elephant davon. Das iſt der Brauch in Bornu.

---

17. Der Krieg der Thiere.

(Der Bornuſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 48—52 von S. W. Kölle's „African Native Literature", London 1854.)

Der Elephant und der Hahn bewarben ſich, ohne es zu wiſſen, um dasſelbe Mädchen. Der Hahn pflegte ſie bei Tage zu beſuchen, mit Sonnenuntergang aber ging er ſtets davon. Wenn die Nacht hereingebrochen war, kam der Elephant; fragte dieſer alsdann nach den Fußſpuren, die er wahrnahm, ſo beruhigte das Mädchen ihn damit, ſie habe den Platz vor dem Hauſe mit einem rauhen Beſen abgefegt. Kam dann der Hahn am nächſten Morgen, ſah die Fußſpuren des Elephanten und fragte danach, ſo gab ſie vor, ſie habe Etwas in einem Mörſer geſtoßen, davon rührten jene Spuren her.

Der Hahn aber mißtraute ihrer Erklärung und beſchloß, die Nacht im Hauſe des Mädchens zu ſchlafen. Als die Sonne unterging, gab ſie ihm Etwas zu eſſen; als der Hahn es verzehrt, ward er plötzlich ſehr müde, legte ſich auf's Bett und ſchlief ein.

Mit Einbruch der Nacht kam der Elephant in das Haus und ſetzte ſich auf's Bett; er ſetzte ſich aber mit

*) „Kuskus" iſt eine grobe, „Wälſchkorn" eine feinere Art ſe; erſtere verwenden die Bornu's als Pferdefutter, aus rer bereiten ſie ſich Speiſen. (Kölle.)

der ganzen Wucht seines schweren Körpers auf den Hinterschenkel des Hahnes. Der erwachte in Folge des Schmerzes, den der Druck des Elephanten verursachte, und schrie laut auf; als der Elephant den Schrei des Hahnes hörte, stürzte er erschreckt zum Hause hinaus.

Auch der Hahn ging aus dem Hause des treulosen Mädchens, er lahmte aber; bald hatte er indeß sein Bein durch eine selbstbereitete Arznei wieder hergestellt; dann ging er in den Wald, und als er dort den Elephanten schlafend fand, schlich er leise hinzu und pickte ihm ein Auge aus. Der Schmerz weckte den Elephanten, und mit seinem einen übrigen Auge sah er, wie der Hahn eilends davon lief.

Wuthentbrannt eilte er zum Löwen, erzählte ihm die That des Hahnes und bat ihn, alle vierfüßigen Thiere im Walde zusammenzurufen, damit sie gemeinschaftlich das Schloß des Hahnes stürmten. Alle Thiere traten dem Vorschlage bei und rüsteten sich zum nahen Sturme.

Der Strauß aber hatte von ihrem Anschlage gehört; eilends ging er zum Hahn und machte ihn auf die Verschwörung der vierfüßigen Thiere gegen ihn aufmerksam. „Wir Beide," sagte der Strauß, „sind ja doch Brüder; wohnst Du auch im Hause, ich aber schweife auf dem Felde umher, doch sind wir Beide geflügelt, Beide zweibeinig, darum komme ich, Dich zu warnen." Der Hahn dankte dem Bruder Strauß für diese Warnung und wünschte ihm tausend Segnungen; dann riefen sie alle Vögel zusammen, theilten ihnen den Plan der Vierfüßler mit und baten sie um ihre Hilfe. Alle erklärten sich bereit, gegen die Thiere des Waldes zu fechten, und mit freudigem Stolze musterte der Hase bald ein stattliches Heer befiederter Freunde. „Nun laß die Vierfüßler nur kommen!" dachte er bei sich. Die Biene erhielt Bogen und Pfeil, die Wespe einen

Speer, der schwarze Geier aber eine Kalabasse voll Zaubertrank*) aus rothem Kam-Holze bereitet. So gerüstet harrten die Vögel der Ankunft der Feinde.

Die waren inzwischen auch nicht müßig gewesen. Die Gazelle der Wüste und der Schakal, als die tüchtigsten Renner, trugen das Zauberwasser*) und unter Anführung des Löwen rückten sie gegen die Vogelschaar an. Der Löwe gab das Zeichen zum Angriff, da stürzten die Gazelle der Wüste und der Schakal mit ihrem Zauberwasser auf die Vögel: aber die Erstere streckte ein Pfeil zu Boden, den die Biene auf sie losgedrückt, und der Andere stürzte, von dem Speer der Wespe durchbohrt, todt nieder. Als der Löwe seine beiden Krieger fallen sah, wandte er sich erschreckt um, und kaum sahen seine Leute ihren Oberfeldherrn fliehen, als sich Alles in wilder Flucht überstürzte; die Vögel aber setzten den Flüchtigen nach. Da tödteten die Krieger des Hahnes das ganze Heer des Elephanten: nur hier und da entkam ihnen Einer.

Siegesfroh lagerten die Vögel sich an dem Ufer eines Sees mitten im Walde. Als der Habicht nun von dem Wasser des Sees trinken wollte, da gewahrte er eine alte, hochbejahrte Kröte, die sich aus dem Getümmel des Kampfes dorthin geflüchtet hatte; er wollte sie tödten, der Piri**) aber sagte: „Nein, Habicht, tödte die Kröte nicht! Sie hat aus Furcht vor uns Gott um Hilfe gebeten und sich dort im See verborgen, um uns zu entgehen. Laß sie

*) Dies bezieht sich auf den Gebrauch, vor dem Beginn der Schlacht Jemand den Feinden entgegenzusenden, der einen sogenannten Zaubertrank unter sie zu schleudern hat. Dadurch glauben die Neger sich den Sieg zu sichern. (Kölle.)

**) Der Piri ist ein schwarzer Vogel von der Größe einer Haustaube. Es gehört zu den größten Seltenheiten, eins seiner Eier aufzufinden. (Kölle.)

leben!“ Der Habicht gehorchte, und die Vogelschaar brach auf.

Der Hahn aber dankte dem treuen Strauß noch einmal von Herzen für seine Warnung. „Ohne Dich, Bruder Strauß,“ so sprach er, „würde ich schwerlich noch am Leben sein; doch nun sind unsre stolzen Feinde besiegt, und ich bin frei! Das Alles danke ich Dir.“ Unter tausend Segenswünschen schied er von ihm.

Dem Piri aber, der der Kröte das Leben gerettet, gab der Schöpfer zur Belohnung die Erlaubniß, seine Eier in verborgene Löcher zu legen, so daß sie Keiner von ihm nehmen kann. Seit jener Zeit heißt er der Loch-Piri, und, während den andern Vögeln gar oft ihre Eier fortgenommen werden, findet Niemand des Loch-Piri's Eier. So bleibt seine junge Brut stets am Leben.

V. Löwen-Fabeln.

18. Wer iſt ſtärker als der Löwe?

(Der Bornuſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 55—56 von S. W. Kölle's „African Native Literature", London 1854.)

Einſt rühmte ſich der Löwe dem Schakal gegenüber, daß er ſich nur vor vier Dingen fürchte: vor Blättern, die von den Bäumen auf ihn fielen, vor ſpitzen Gräſern, die ihm beim Gehen den Leib zerſtächen, vor Fliegen, die ihn im Schlafen ſtörten und peinigten, und vor der nackten Erde, wenn er darauf ſchlafen ſolle. Sonſt fürchte er ſich vor Niemandem. Als der Schakal meinte, es möchte doch noch einen Stärkern geben, als ihn ſelbſt, ſagte der Löwe ſtolz: „Du irrſt, Freund! Ich tödte ungeſtraft die Jungen des Elephanten, der Wildkuh und des Leoparden und bringe ſie meinen Jungen zur Nahrung. Brülle ich, ſo zittert und bebt alles Gethier im Walde: ich bin der Mächtigſte darinnen!"

„Und doch," entgegnete der Schakal, „will ich Dir Einen zeigen, der ſtärker iſt als Du. Du ſollſt einen ſchwarzen Vogel ſehen, den Du nicht überwältigen kannſt. Sobald ich ihn wieder ſehe, werde ich Dich rufen."

Am folgenden Morgen kam der Jäger in den Wald. Schnabel eines großen ſchwarzen Vogels, den er ſich unden, verdeckte ſein Haupt, und er ging einher wie

ein Vogel. Sobald der Schakal ihn sah, rief er eilends den Löwen herbei und zeigte ihm den Jäger und sagte: „Ueberwältigst Du jenen Vogel, so gib mir, bitte, eins von seinen Beinen. Ich will es zu einem Zaubertrank benutzen.“ Damit lief er davon.

Der Löwe wollte sich eben auf die fremde Erscheinung losstürzen, als der Jäger kaltblütig einen Pfeil hervorzog und denselben auf den Löwen abdrückte; der fiel getroffen zu Boden und überstürzte sich im Fallen drei Mal; da fühlte er die Wirkung des vergifteten Pfeiles; der Jäger aber war in dem selbigen Augenblick unsichtbar geworden.*) Mühsam erhob sich der Löwe und kroch langsam seiner Höhle zu.

Bald fand der Schakal sich dort ein. „Nun,“ sagte er, „wenn Du in der That weiter Nichts fürchtest als Blätter von den Bäumen, Gras, Fliegen und die nackte Erde, warum hast Du denn den schwarzen Vogel nicht überwältigt?“ Beschämt erwiderte der Löwe: „Des schwarzen Mannes Stärke ist allerdings größer als die meine. Du hast Recht gehabt. Den schwarzen Mann müssen wir fürchten. Thun wir das nicht, so fürchten wir selbst den Herrn nicht, der ihn und uns erschaffen hat. Ich habe mich mit Unrecht meiner Stärke gerühmt.“ Damit reichte er dem Schakal die Hand, und sie schieden als Freunde.

Vor dem schwarzen Mann fürchtet sich alles Gethier im Walde: selbst der Leopard, der Löwe, die Wildkuh und die Hyäne, die im Walde auf Beute ausgehen, laufen vor dem schwarzen Manne davon, sobald er sich sehen läßt.

*) Dies bezieht sich auf den unter Negervölkern allgemeinen Glauben, daß die Jäger sich vermittelst zaubrischer Mittel unsichtbar machen können, sobald ihnen Gefahr droht. (Kölle.)

19. Der Löwenschwanz.

(Der Haussasche Originaltext dieser Fabel findet sich auf Seite 176—188 von J. F. Schön's „Grammar of the Hausa-Language," London 1862.)

Zwei Schwestern stritten sich ein Mal, wer von ihnen am Schönsten sei. Endlich kamen sie überein, sie wollten mit einander in die Welt ziehen, und wer von ihnen die meisten Geschenke erhielte, die solle als die Schönste gelten.

So machten sie sich denn auf die Reise, und an allen Orten, wo sie erschienen, sagten sie zu den Bewohnern: „Gebt der von uns, welche die Schönste ist, eine Gabe." Beide erhielten viele Geschenke, da Der die eine, Jener die andre schöner fand; die jüngere aber erhielt noch mehr, als ihre Schwester.

Nachdem sie manches Land durchzogen, machten sie sich auf den Heimweg. Eines Tages kamen sie an das Ufer eines Sees; sie tranken von dem Wasser, dann lagerten sie sich und ließen die Kühe, Schafe und Ziegen, die man ihnen geschenkt, grasen und trinken. „Geh und hole mir noch ein Wenig Wasser," gebot die ältere Schwester der jüngeren nach einem Weilchen. Diese stand auf, ging an den Uferrand und wollte eben die Kalabasse füllen, als die andre ihr zurief: „Nein, dort ist das Wasser nicht gut; meinst Du, daß ich von demselben Wasser trinken will, von dem Dein Vieh getrunken hat? Geh weiter hinein!" Die jüngere gehorchte, gerieth aber in eine Untiefe und verschwand. Fröhlich trieb die ältere Schwester, die längst auf die jüngere eifersüchtig gewesen war, ihr und ihrer Schwester Vieh heim. Dort fragte man sie natürlich, wo sie denn ihre Schwester gelassen habe. „Sie ertrank im Meere," entgegnete sie ruhig.

n hütete ihr kleiner Bruder am Ufer des Sees der
Spielend rief er der ertrunkenen Schwester Namen

und ſang dabei: „Komm nach Haus, komm nach Haus!“ Siehe! da kam ſie aus dem Waſſer hervor, ging auf ihn zu, grüßte ihn und ſetzte ſich bei ihm nieder; dann begann ſie, ſein Haar zu kämmen und mit Oel zu ſalben. Darauf ſprach ſie: „Nun will ich heimgehen.“ „Wo wohnſt Du denn, lieb Schweſterchen?“ fragte der Kleine. „Dort im Waſſer,“ erwiderte ſie, ſtieg hinunter und verſchwand. Erſtaunt trieb der Kleine ſeine Heerde heim und ſagte: „Heut Abend iſt Schweſterchen bei mir geweſen; nun iſt ſie wieder im Waſſer.“ Sie aber glaubten ihm nicht.

Am nächſten Abend beſuchte ſeine Schweſter ihn wieder, und wieder verſchwand ſie im Waſſer, geheimnißvoll, wie ſie gekommen. Als der Knabe nach Hauſe kam, erzählte er von Neuem, was ihm widerfahren; er fügte hinzu: „Wollt Ihr ſie ſelbſt ſehen, ſo müßt Ihr Euch in Schafe verwandeln.“ Das thaten ſie.

Am nächſten Tage trieb der Kleine ſeine Heerde, unter der ſich auch ſeine Eltern und einige Freunde befanden, alle in Schafe verwandelt, wiederum zum Ufer des Sees. Sobald der Knabe geſungen: „Komm nach Haus, lieb Schweſterchen, komm nach Haus!“ tauchte ſie aus dem Waſſer empor und kam auf ihn zu. Unter freundlichem Geplauder ſaßen ſie bei einander; da ſagte ſie: „Du haſt ja heut mehr Schafe als ſonſt.“ „O nein!“ verſetzte er. „Es iſt doch wahr!“ ſagte ſie. Die Schafe aber graſten weiter und ſchauten ſie an. Dann kämmte ſie des Knaben Haar, ſalbte es mit Oel und flocht es ſauber zuſammen. Darnach nahm ſie Abſchied von ihm, ſtieg in's Waſſer hinab und verſchwand darinnen.

„Glaubt Ihr nun,“ rief der Kleine, „daß ich die Wahrheit geſprochen? War es meine Schweſter oder nicht?“ „Sie war es!“ riefen Alle. „Wie aber ſollen wir es anſtellen, ſie wieder zu bekommen?“ ſo fragten ſie ſich unter

einander. Da trat ein Königssohn zu ihnen und sprach: „Wollt Ihr mir Eure Tochter zur Frau geben, wenn ich sie aus dem Wasser hole?“ „Ja, gerne!“ entgegneten die Eltern.

Da verwandelte der Jüngling sich in einen Aussätzigen, so daß seine Hände voller Aussatz und er ganz häßlich wurde; Niemand wußte, warum er es that. Dann sprach er: „Wird das Wasser weiß, so dürft Ihr Euch noch nicht freuen; wird es schwarz, so stimmt Trauergesänge an; wird es aber roth, dann jubelt.“

Nachdem er dies gesagt, stieg er mit seinem Scheermesser in's Wasser hinunter. Unten angekommen begrüßte er den Wassergeist, den das Mädchen hatte zum Manne nehmen müssen, und fragte: „Befindest Du Dich wohl, König des Wassers?“ Dodo erwiderte: „Ja, ganz wohl, mein Freund.“ „Soll ich Dir den Bart scheeren?“ fragte der Jüngling weiter. „Ja!“ war die Antwort.

Die Leute, die ängstlich am Ufer harrten, sahen, daß das Wasser sich weiß färbte, da füllte Trauer ihre Herzen. Bald färbte es sich schwarz, da begannen sie laut zu wehklagen; endlich färbte es sich roth, der Jüngling hatte dem Dodo den Kopf abgeschnitten. Da erhoben sie ein Jubelgeschrei, sangen und sprangen und rührten ihre Trommeln vor Freuden. Siehe! Da kam der Jüngling aus dem Wasser heraus, an seiner Hand schwebte das junge Mädchen empor; mit Thränen im Auge hießen die Eltern die Wiedergefundene willkommen. Dann zog der Jüngling mit seinem jungen Weibe in sein Haus ein.

Seine Ehe war nicht glücklich. Die junge Frau liebte ihn nicht. Sie brachte ihm sein Essen auf einem schmutzigen Teller und ließ ihn aus einer schmutzigen Kalabasse trinken. ...es Tages rief er das Volk zusammen und erzählte ...n von der Lieblosigkeit seiner Frau, der er das Leben

gerettet. Dann ging er hin, wusch sich und reinigte sich von seinem Aussatz; schön wie der junge Tag kehrte er vom Bade zurück. Als seine Frau davon hörte, reinigte sie schnell sein Hausgeräth und füllte es mit köstlicher Speise. Als ihr Gatte heimkam, setzte sie ihm das beste Essen in schönen, reinen Gefäßen vor. Er aber sagte: „Bringe mir den schmutzigen Teller, von dem ich sonst gegessen, und die schmutzige Kalabasse, aus der ich sonst getrunken. Wenn Du dies nicht wünschest, so reinige mein Tischgeräth mit dem Schwanze eines jungen Löwen, sonst will ich nicht essen."

Weinend ging sie hinaus und klagte einer Freundin ihr Leid. „Siehst Du," sprach jene, „so rächt Dein Mann sich an Dir wegen Deiner früheren Liebloſigkeit! Nun aber rathe ich Dir, nimm Korn, wasche es und stelle es bei Seite; wenn dann viele Fliegen hineingefallen sind, so nimm dieselben heraus, trage sie in den Wald und füttere die Löwin damit, sobald sie ihren Mund öffnet; dann wirst Du den Schwanz eines jungen Löwen bekommen und kannst Deines Mannes Willen thun, damit er sich wieder in Liebe zu Dir wende."

Die junge Frau befolgte diesen Rath und nahm eine gute Anzahl Fliegen mit sich in den Wald. Dort fand sie die Löwin, die eben der Hyäne die Haare flocht; leise stieg die junge Frau auf einen nahen Baum. Als nun die Löwin gähnend ihren Mund öffnete, warf sie ihr Fliegen hinein; die Löwin schluckte dieselben hinunter, und als sie bald darauf von Neuem den Mund zum Gähnen öffnete, warf die junge Frau ihr abermals Fliegen hinein. Darauf sprach die Löwin zur Hyäne: „Geh fort, ich bin müde." Die Hyäne ging, die Löwin aber schaute nach oben; als sie dort Niemand wahrnahm, rief sie hinauf: „Wer ist dort oben?" „Ich, eine Frau, bin hier!" war

die Antwort. „Komm nur herunter," rief die Löwin, „es soll Dir Niemand etwas zu Leide thun, komm nur ruhig herab!" „Ach, ich fürchte mich vor Deinen Jungen, wenn sie heimkehren!" rief die junge Frau hinab. „Die sollen Dir nichts zu Leide thun, komm nur!" entgegnete die Löwin.

Die junge Frau gehorchte, kam herab und gab der Löwin die übrigen Fliegen; auf deren Frage, warum sie in den Wald gekommen sei, sagte sie, sie müsse den Schwanz eines jungen Löwen haben. Die Löwin versprach, ihr einen zu verschaffen, dann versteckte sie die junge Frau, denn sie hörte die jungen Löwen kommen. Kaum waren diese dort, so riefen sie: „Mutter, wir wittern die Nähe eines Menschen." „Dummes Zeug," entgegnete die Löwin, „wittre ich doch Nichts. Geht nur und legt Euch schlafen." Sie gehorchten; dann ging die Löwin zu der jungen Frau und sagte: „Schneide den Schwanz des kleinsten Löwen ab. Gehe aber nicht hinein, ehe es nicht ganz dunkel ist."

Nach einem Weilchen macht sich die junge Frau auf und wollte dem jüngsten Löwen den Schwanz abschneiden; die jungen Löwen aber schliefen noch nicht, sondern riefen laut: „Mutter, da ist ein Mensch!" „Dummes Zeug!" entgegnete ihre Mutter, die Löwin. „Laßt mich schlafen und legt Euch selbst zur Ruhe." Sie gehorchten und waren bald eingeschlafen. Inzwischen war es ganz dunkel geworden; da ging die junge Frau hin und schnitt dem jüngsten Löwen den Schwanz ab. „Nun eile zur Stadt," sagte die Löwin. Die junge Frau eilte mit dem Löwenschwanze davon, so schnell sie laufen konnte.

Als am folgenden Morgen die Löwen erwachten, kam einer nach dem andern hervor und wedelte fröhlich mit dem Schwanze. Der jüngste aber rief jammernd: „Ach! Ich habe nur noch den Stumpf eines Schwanzes, wehe!"

Da griffen die andern nach ihren Trommeln und rührten dieſelben; dazu ſangen ſie:

„Rückwärts, rückwärts ſollſt Du eilen,
Löwenkindesſchwanzabſchneider,
Rückwärts, rückwärts, frecher Dieb!“

Da mußte die junge Frau wider Willen zurückſchreiten; die Löwin aber ſagte: „Laßt mich die Trommel ſchlagen!“ Dann ſchlug ſie die Trommel und ſang mit lauter Stimme:

„Vorwärts, vorwärts ſollſt Du eilen,
Löwenkindesſchwanzabſchneider,
Vorwärts, vorwärts eile Du!“

Da eilte die junge Frau, mit dem Löwenſchwanze in der Hand, der Stadt zu; glücklich kam ſie dort an, reinigte ihres Mannes Tiſchgeräth mit dem Schwanze des jungen Löwen und ſetzte ihm ſeine Speiſe darin vor; da aß er dieſelbe.

Von dieſem Tage an lebten Beide in Freuden mit einander, ſie aber hatte erkannt, daß ihr Mann eines Königs Sohn ſei.

---

20. Treu bis zum Tode!

(Der Hauſſaſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 198—202 von J. F. Schön's „Grammar of the Hausa-Language“, London 1862.)

Ein Jäger fand eines Tages eine Heuſchrecke im Walde; er nahm ſie auf, wickelte ſie ſorgfältig in Blätter ein und nahm ſie mit ſich nach Hauſe. Seine Frau machte, in der Meinung, ihr Mann habe etwas geſchoſſen, ihre Töpfe zurecht und öffnete die Blätter, um

die Beute herauszunehmen, die ſie darinnen vermuthete. Die Heuſchrecke aber kam heraus und ſchwirrte davon. Als die Frau ihrem Gatten dies erzählte, ward er zornig und gebot ihr, der Heuſchrecke nachzueilen und ſie einzufangen. Die Frau gehorchte, lief der Heuſchrecke nach und ſtreute ihr hier und da eine Handvoll Wälſchkörner hin; die Heuſchrecke aber hüpfte ſtets davon.

Endlich brach die Nacht herein, und die Frau kroch in einen hohlen Baum hinein. Da ſie indeſſen ihren Weg nach Hauſe nicht wiederfinden konnte, ſo blieb ſie dort. Nach einigen Wochen gebar ſie einen Knaben; ſie pflegte nun täglich nach Nahrung auszugehen, um ihren Sohn ſäugen zu können, bis er groß war. Da gerieth der Knabe eines Tages in die Höhle der Löwin; die wollte ihn tödten, aber der kleine Burſche lachte ſie ſo munter an, daß ſie ihn am Leben ließ.

Bald gebar die Löwin ein Junges. Der kleine Burſche pflegte nun Tag für Tag in die Höhle der Löwin zu kommen, mit dem jungen Löwen zu ſpielen und mit ihm von dem Fleiſch zu eſſen, das die Löwen erjagt; dann ging er ſtets zu ſeiner Mutter zurück.

Eines Tages ſpielte er luſtig mit dem jungen Löwen; da kam die Löwin von der Jagd zurück und brachte ihnen die Leiche einer Frau, in der der Knabe mit Schrecken ſeine Mutter erkannte. Die Löwin hatte ſie im Walde erblickt und ſie getödtet. Da ward der junge Löwe traurig und wollte nicht von dem Fleiſche der Mutter ſeines Freundes eſſen; Beide gruben ein Loch und beerdigten des Knaben Mutter darin.

Als der junge Löwe ſah, daß ſeine Fußſpuren ſo groß waren als die ſeiner Mutter, machte er ſich auf und tödtete ſie im Walde; dann brachte er die Leiche nach [illegible] und ſprach zu dem Knaben, der in der Zwiſchen-

zeit auch herangewachsen war: „Da, nun iß!“ Der junge Mann aber wollte es nicht thun; da machten sie ein Loch und begruben die todte Löwin darin. Dann setzten sie sich still hin; keiner von Beiden hatte mehr eine Mutter.

Beide waren inzwischen groß und stark geworden. Da sprach der Mensch eines Tages zum Löwen: „Ich möchte wohl einmal in die Stadt gehen, aber ich habe keine Kleider.“ Als der Löwe das hörte, ging er in die Stadt und legte sich in der Straße nieder; wenn nun die Kaufleute des Weges kamen, so sprang er plötzlich auf, so daß jene vor Schreck ihre Waaren fallen ließen und davon eilten. Dann nahm der Löwe viele Kleidungsstücke, fertige Kleider und Tuchstoffe, Seidenzeuge und dergleichen mehr, wie es neben ihm in der Straße lag, und brachte Alles seinem Freunde, dem Menschen. „Nun fehlen mir noch Aexte, Messer, Speere, Bogen und Pfeile und solche Waaren,“ meinte jener, nachdem er dem Löwen hocherfreut gedankt; wieder ging der Löwe zur Stadt, um dasselbe Manöver zu wiederholen. Diesmal wählte er aus den weggeworfenen Waaren Aexte, Schwerter, Messer und solche Sachen und brachte sie seinem Freunde, dem Menschen. Der dankte ihm und zog zur Stadt; bald vermählte er sich dort, aber Niemand wußte, woher er gekommen war.

Allnächtlich kam der Löwe zur Stadt, um seinen Freund zu besuchen; dann pflegten sie bei einander im Hause des Mannes zu sitzen. Eines Abends, als sie so bei einander saßen, kam plötzlich seine Frau hinein; beim Anblick des Löwen fuhr sie erschrocken zurück und schrie laut auf. Schnell eilte der Löwe hinaus und verbarg sich draußen im Schatten eines Baumes, um seines Freundes Weib nicht zu erschrecken. „Ach, da ist ein Löwe im Hause!“ rief die junge Frau erschreckt. „Du irrst,“ versetzte ihr Mann, „wo sollte er denn hingekommen sein?“

Am folgenden Morgen, noch vor Tagesanbruch, rief der Löwe mit leiſer Stimme ſeinen Freund herbei. „Ich gehe," ſagte er zum Menſchen; „wenn Du mich nur einen Schrei ausſtoßen hörſt, ſo wiſſe, daß ich ſterbe; ſchreie ich aber zwei Mal, dann bleibe ich am Leben. Hörſt Du?" „Ich höre," ſprach der Mann mit gebrochenem Herzen.

Bald hörte er den Löwen einmal aufſchreien, dann war Alles ſtill. Nun wußte er, daß der Löwe todt ſei; ſchweigend ſchliff er ſein Meſſer, dann trat er zu ſeinem Weibe und ſagte: „Lebe wohl! Ich gehe zum Tode." Damit ging er in den Wald. Bald hatte er die Stelle gefunden, wo ſein Freund, der Löwe, todt lag; er zog ſein Meſſer und erſtach ſich dicht neben der Leiche des Löwen.

Bald fanden Bewohner der Stadt die beiden Leichen; Menſch und Löwe wurden in einem Grabe beerdigt. Ach! Der Löwe hatte das Glück der Gatten geſtört.

VI. Affen- und Haſen-Fabeln.

21. Vom menſchlichen Urſprung der Affen.

(Der Hauſſaſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 204—205 von J. F. Schön's „Grammar of the Hausa-Language", London 1862.)

Früher waren die Affen Menſchen und nährten ſich vom Fiſchfang. Einſt kam ein Mann Gottes zu ihnen und ſagte: „Fangt ſoviel Fiſche, als Ihr mögt, aber nicht am Sonntag; laßt ſie am Sonntag in Ruhe eſſen." Die Männer verſprachen zu gehorchen.

Als der Sonntag kam, gingen ſie nicht wie gewöhnlich auf den Fiſchfang, ſondern geſtatteten den Fiſchen einen Raſttag. Eine von ihren Frauen aber ging zum Ufer des Sees, um Waſſer zu ſchöpfen; da ſah ſie viele, viele Fiſche. Sie fing deren etliche und eilte dann nach Hauſe, um die Männer zu fragen, warum ſie denn heut nicht, wie ſonſt, auf den Fiſchfang gingen, es ſeien viele, viele Fiſche da. Da erzählten ihnen die Männer, wie ihnen ein Mann Gottes erſchienen ſei und ihnen geboten habe, am Sonntage die Fiſche in Ruhe eſſen zu laſſen.

Die Weiber aber, die dies für leere Ausflüchte hielten, drohten mit ihrem Zorne, wenn die Männer nicht ſofort ſich aufmachten, Fiſche zu fangen. Aus Furcht vor ihren Weibern gehorchten ſie; ſie gingen hin und fingen ein gut Theil Fiſche; als ſie dieſelben nun nach Hauſe bringen

wollten, erſchien der Mann Gottes plötzlich und ſprach mit ernſter Stimme: „Wie kommt es doch, daß Ihr das Gebot des Herrn, Eures Schöpfers, nicht erfüllt? Es iſt Sonntag, und doch fangt Ihr Fiſche?“ Und weiter ſprach er, ohne auf die Entſchuldigungen der Fiſcher zu achten, ihre Weiber hätten es ihnen geboten, alſo: „Vom heutigen Tage ſollen die Segnungen von Euch genommen werden, die Euch gegeben waren. Ihr ſollt forthin Schwänze haben und auf Händen und Füßen im Staube umherkriechen und im Walde wohnen.“ So geſchah's.

So wurden die Menſchen in Affen verwandelt.

---

22. Wie Du mir, ſo ich Dir!

(Der Bullomſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 54—57 von G. R. Nyländer's „Grammar and Vocabulary of the Bullom-Language“, London 1814.)

Der Affe und das Chamäleon fanden auf einer gemeinſchaftlichen Reiſe ein Gefäß voll Palmweines. Der Affe ging dreiſt hinzu und trank ein gut Theil davon, das Chamäleon aber wagte es nicht; dann ſetzten Beide ihre Reiſe fort. Der Eigenthümer des Weines aber ging den friſchen Fußſpuren nach und holte bald die beiden Reiſenden ein; Beide läugneten, etwas davon zu wiſſen, der Affe aber ſagte zu dem beſtohlenen Weineigenthümer: „Sieh auf uns, wie wir gehen: taumelt einer von uns, dann ſtrafe ihn als den Dieb.“

So ließ der Mann denn Beide an ſich vorübergehen; der Affe ſchritt ganz ordentlich und gerade einher, das Chamäleon aber ſchwankte, wie es ſtets zu thun pflegt. „Siehſt Du nun,“ ſo rief der Affe, „wer der Weintrinker

iſt?“ Da ergriff der Mann das Chamäleon, ſchlug es und ſagte endlich: „Nun geh! wäre es nicht um des Affen willen, ſo würde ich Dich tödten.“

Chamäleon und Affe ſetzten nun ihre Reiſe fort und kamen bald an ein Feld, wo man Vorbereitungen zum Abbrennen des Graſes getroffen hatte. „Laß uns das Feld in Brand ſtecken,“ ſagte das Chamäleon. „O nein!“ ſagte der Affe. Das Chamäleon nahm einen Feuerbrand und ſchleuderte ihn mitten in das Gras hinein; aber die Flamme erloſch alsbald.

Da kamen Leute herbeigelaufen und fragten, wer den Feuerbrand geworfen habe; Beide leugneten, etwas davon zu wiſſen, das Chamäleon aber ſagte: „Schaut nach unſern Händen: weß Hände der Rauch geſchwärzt hat, der hat's gethan.“ Da die Leute ſich nun die Hände der beiden Reiſenden zeigen ließen, ſo fanden ſie des Chamäleons Hände rein, die des Affen aber ſahen, wie immer, ſchwarz aus. Da ſchlug man den Affen, daß er halb bewußtlos in's nahe Gehölz taumelte.

---

23. Haſe und Affe.

(Der Wolofſiſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 143—145 von Baron Roger's „Recherches philosophiques sur la langue Ouolofe,“ Paris 1829.)

Der Affe warf dem Haſen vor, er ſehe ſich fortwährend um, der Haſe aber entgegnete, der Affe kratze ſich fortwährend. Beide kamen überein, einen Tag hindurch vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang bei einander zu ſitzen: der Haſe verſprach, ſich nicht umzuſchauen, und der Affe gelobte, ſich nicht zu kratzen.

Der festgesetzte Tag kam heran; mit Sonnenaufgang fanden sich Beide auf dem bestimmten Platze ein; regungslos hielt der Hase seine Augen auf den Erdboden geheftet, ruhig und unbeweglich ruhten des Affen Hände auf seinem Schooß. Es wurde Mittag, da sagte der Affe, der es vor Pein kaum noch auszuhalten vermochte: „Als ich im Kriege war, trafen mich Kugeln hier — und hier — und dort — und dort!“ Wohin er mit dem Finger wies, um die Stellen zu bezeichnen, wo Kugeln ihn getroffen, kratzte er sich schnell.

Auch der Hase, der es kaum noch vermochte, seine Augen auf dem Fußboden vor ihm ruhen zu lassen, begann eine Erzählung. „Als ich im Kriege war,“ sagte er, „verfolgten mich auch die Feinde. Vor Entsetzen sprang ich bald hierhin, bald dorthin, — bald links, bald rechts.“ Mit Blitzesschnelle folgten dabei seine Augen, die so lange starr auf den Boden geheftet gewesen waren, den Bewegungen seiner Glieder.

---

24. Hasenkist.

(Der Wolofsische Originaltext dieser Fabel findet sich auf Seite 402—404 von Boilat's „Grammaire de la langue Woloffe,“ Paris 1858.)

Einst nahte sich der Hase, der das allerboshafteste Geschöpf auf Erden ist, dem Throne des Schöpfers und bat, der Herr möge ihn noch ein Wenig geriebener machen. „Geh, geh!“ rief der Schöpfer, um sich des zudringlichen Bettlers zu entledigen; „erst fülle Deine Kalabasse einmal mit lebendigen Sperlingen.“

Der Hase ging und setzte sich sinnend am Ufer einer [illegible] nieder. Der Tag neigte sich seinem Ende zu, die

Sonne ging unter, siehe, da kamen alle die Vögel herbei, um sich nach der großen Hitze, die am Tage geherrscht, und während der sie sich verborgen gehalten hatten, zu erfrischen. Die Sperlinge waren hauptsächlich munter, sangen und sprangen und löschten ihren Durst mit dem frischen Quellwasser. Der Hase denkt bei sich: „Nun ist's Zeit!" springt auf und murmelt halblaut vor sich hin: „Ja — nein — nein — und doch — o nein, verzeiht — nie und nimmer — es geht nicht — es ist unmöglich — und doch? — oh!"

Verwundert fragen ihn die Sperlinge, was er denn meine? Er gibt zur Antwort, er wolle gar zu gern wissen, ob alle Sperlinge in seiner Kalabasse Platz hätten. „Gewiß," war die Antwort der Vögel, „wir sind ja so klein!" Damit schlüpfte Eins nach dem Andern in die Kalabasse des Hasen. Schnell setzt dieser den Deckel auf und eilt mit seiner Beute zum Thron des Schöpfers. Der aber sagte: „Wollte ich Deinen Verstand noch vermehren, so würdest Du ja die Welt umkehren. Geh!"

VII. Fabeln verſchiedenen Inhalts.

25. Freuden des Stadtlebens.

(Der Temneſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 40—44 von C. F. Schlenker's „Collection of Temne Traditions etc.," London 1861.)

Nahe an der Stadt, im dichten Buſch, wohnte das Iguana; oft hörte es von dort, wie drinnen in der Stadt der Name des Hundes gerufen wurde, oft ſchallte auch ſein Gebell herüber. „Wie glücklich mußt Du in der Stadt ſein!" ſagte es zum Hunde, als dieſer einſt in den Buſch hinauskam. „Meinſt Du?" entgegnete der Hund, „nun, ſo komm mit mir." Damit ſetzte er ſich das Iguana auf ſeinen Rücken. „Allein kannſt Du Dir in der fremden Stadt doch nicht weiter helfen," ſagte er und trabte zur Stadt.

Dort ſchlich er in die Küche und nahm ein Stück Fleiſch aus einer Schüſſel; da ſchrie das Kind: „Mutter, Mutter, ſieh nur, der Hund hat Fleiſch geſtohlen!" Schnell ergriff die Mutter ein brennendes Stück Holz und ſchlug damit auf den Hund zu, ſie traf aber das Iguana; der Hund ließ das Fleiſch fallen und eilte hinaus.

Nach einem Weilchen brachte man dem Hunde eine Schüſſel mit ein Wenig gekochtem Reis, dann warfen ſie ihm Knochen vor. „Nun laß uns eſſen! ſprach der Hund. Aber der Reis reichte nicht für Beide aus, und des Iguana

Zähne sind nicht für Knochen eingerichtet. Der Hund fraß die Knochen, dann ging er, das Iguana noch auf seinem Rücken, auf den Hof, wo die Leute eben beim Essen waren; er machte sich dabei, die Suppe aufzuschlürfen, die Leute aber ergriffen eine Peitsche und schlugen nach ihm, trafen indeß das Iguana. Dieses wollte sich darauf entfernen, aber der Hund redete ihm zu, noch zu bleiben. „Du kriegst gewiß heut noch ein Geschenk," sagte er.

Damit trug er das Iguana zu einem anderen Platze, wo gerade gekochter Reis aufgefüllt wurde. Als der Hund sich aber darüber hermachen wollte, griffen die Leute zur Peitsche und jagten ihn unter derben Hieben davon; da eilte er mit dem Iguana wieder in den Busch. „Laß uns wieder zur Stadt gehen," meinte der Hund bald darauf. „O nein," versetzte das Iguana, „es ist gar schlimm in der Stadt." „Komm nur mit!" sagte der Hund zum zweiten Male. Da lief das Iguana hinweg und versteckte sich; der Hund aber ging allein zur Stadt zurück.

Seit der Zeit schleppt der Hund das Iguana in die Stadt, wo er es nur findet; das Iguana soll lernen, was Glück ist. Das Iguana aber nimmt sich vor dem Hunde wohl in Acht, denn es mag nichts mehr von dem glücklichen Leben in der Stadt wissen.

---

26. Henne und Katze.

(Der Bornusche Originaltext dieser Fabel findet sich auf Seite 34—36 von S. W. Kölle's „African Native Literature", London 1854.)

Einst trug die Katze der Henne ihre Freundschaft an, welche diese auch annahm. Bald darauf ließ die Katze sie durch eins ihrer Jungen auffordern, sie am nächsten Morgen

zur nahen Stadt zu begleiten. „Kommſt Du, Kind der Katze, in Frieden zu mir?“ rief die Henne dem Kätzchen entgegen. „Ja, ich komme in Frieden!“ erwiderte das Kätzchen und richtete alsbald ſeine Botſchaft aus. Die Henne verſprach, die Katze begleiten zu wollen, ſchickte aber nach einem Weilchen eins ihrer Kinder zur Katze, um anzufragen, *wann* ſie kommen ſolle; zuvor aber ſchärfte ſie dem Hühnchen ein, genau auf die Antwort der Katze Acht zu geben.

Das Hühnchen ging und legte der Katze die Frage vor; die Katze gab zur Antwort: „Sage Deiner Mutter, ſie möge beim erſten Hahnenſchrei kommen; es wird ſie ja Niemand freſſen.“ Dieſe Antwort brachte das Hühnchen der Mutter, dann begaben ſie ſich alle zur Ruhe.

Am folgenden Morgen erwachte die Katze beim erſten Hahnenſchrei und rüſtete ſich zur Reiſe. Der Hahn krähte zum zweiten Male, aber vergeblich wartete die Katze auf ihre Reiſegefährten. Als endlich der Tag angebrochen war, ging die Katze zur Henne und fragte, warum ſie nicht beim erſten Hahnenſchrei gekommen ſei; die Henne entſchuldigte ſich damit, ſie gehe nie zur Nachtzeit aus dem Hauſe. „Aber wovor in aller Welt fürchteſt Du Dich denn?“ ſprach die Katze; „es wird Dir ja nichts unterwegs geſchehen! Nun aber eile, und laß uns davon gehen!“

Darauf machte ſich die Henne mit all ihren Küchlein auf, um die Katze zu begleiten. Kaum waren ſie aus dem Hauſe, als die Katze zwei von den Küchlein ergriff. „Sie ſind zu ſchwach zum Gehen, ich will ſie lieber in meinem Buſen tragen!“ Damit wollte ſie die Henne beruhigen, die ihr erſtaunt zuſah. „Wenn Du ſo handelſt,“ rief die Henne aber, „dann gebe ich die Freundſchaft mit Dir auf.“ „Oho!“ verſetzte die Katze, „warte, wenn Du mich nicht zur Freundin haben willſt, ſollſt Du gar nicht nach Hauſe kommen.“

Als die Henne deſſenungeachtet umkehren wollte, packte die Katze ſie beim Kopfe und drückte ſie heftig, die Henne ſchrie laut um Hilfe, und bald eilten die Bewohner der Stadt herbei, um zu ſehen, was es gäbe. Als die Katze die Menſchen kommen ſah, ließ ſie die zum Tode erſchreckte Henne los und lief in den Wald hinein. Die Henne dankte den Leuten aus der Stadt für ihre Errettung, die aber gaben ihr den Rath, ſich künftig mehr vor der Katze in Acht zu nehmen.

Seit jenem Tage, ſo erzählen die alten Leute, leben Henne und Katze in Feindſchaft.

---

27. Der ſtolze Schmetterling.

(Der Woloffiſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 400–401 von Boilat's „Grammaire de la langue Woloffe", Paris 1858.)

Ein wunderſchöner Schmetterling umflatterte eine duftende Blume; da bemerkte er eine häßliche Raupe, die im Staube dahinkroch. Verächtlich rief der Schmetterling ihr zu: „Wie darfſt Du es wagen, Dich in meiner Nähe ſehen zu laſſen? Fort mir Dir! Sieh, ich bin ſchön und ſtrahlend wie die Sonne, und meine Schwingen tragen mich hoch in die Lüfte, während Du auf der Erde umherkriechſt. Fort, wir haben Nichts mit einander zu ſchaffen!"

„Dein Stolz, Du bunter Schmetterling, ſteht Dir ſchlecht an," erwiderte die Raupe ruhig. „All' Deine Farbenpracht gibt Dir nicht das Recht, mich zu verachten. Wir ſind und bleiben Verwandte, ſo ſchmähſt Du Dich alſo ſelbſt. Biſt Du nicht früher eine Raupe geweſen? Und werden Deine Kinder nicht Raupen ſein, wie Du und ich?!"

---

28. Der Storch und die Kröten.

(Der Bornusche Originaltext dieser Fabel findet sich auf Seite 36—38 von S. W. Kölle's „African Native Literature", London 1854.)

Der Storch legte seine Eier in einen hohlen Baum und brütete dieselben aus. Als die jungen Störche aber herauskamen und nach Nahrung schrieen, hatte Frau Storch Nichts, was sie ihnen hätte geben können. Endlich entschloß sie sich, auf Anrathen einer Freundin, einen Versuch zu machen, die Kröten im nahen Sumpfe zu überlisten. Leise legte sie sich vor Tagesanbruch neben dem Sumpfe nieder, streckte die Beine von sich, ließ die Flügel schlaff herabhängen, öffnete den Mund und schloß die Augen, ganz als ob sie todt sei.

Der Tag brach an; da hob eine Kröte den Kopf aus dem Wasser hervor und schaute sich um. Schnell tauchte sie wieder unter und rief allen anderen Kröten zu: „Kommt herbei, vor unserer Hausthüre liegt ein todter Körper." Eine Kröte nach der andern hob nun den Kopf aus dem Wasser empor und guckte den Storch an, dann hielt man Kriegsrath, und auf den Rath ihrer weisen Männer stiegen die Kröten an's Land und begannen, den Storch fortzuschleppen. Dabei sangen sie: „Schlepp ihn fort und laß ihn liegen!" Der Storch ließ Alles ruhig mit sich geschehen. Als die Kröten ihn nun eine ziemliche Strecke fortgeschleppt hatten, ließen sie den Körper liegen und machten sich auf den Heimweg. Da sprang der Storch mit Blitzesschnelle auf und eilte ihnen nach; bald hatte er Eine eingeholt und verschlungen, und wenn die andern auch davoneilten, so schnell sie konnten, dennoch holte der Storch eine nach der andern ein und steckte sie in seinen Sack. Dann eilte er nach Hause, vergnügt, Nahrung für seine Kinder gefunden zu haben.

Darum werden die Kröten plötzlich ſtill, ſobald ſich Jemand dem Sumpfe nähert, darinnen ſie ſind; ſie ſind bange, der Storch komme wieder.

---

29. Die Ratte und die Kröte.

(Der Bornuſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 52—54 von S. W. Kölle's „African Native Literature etc.", London 1854.)

Die Ratte und die Kröte hatten einſt Streit mit einander, wer von ihnen am Meiſten ausrichten könne. Die Ratte warf der Kröte Folgendes vor: „Du kannſt ja gar nicht rennen, ſondern wirfſt Dich nur irgendwo hin, das iſt Alles." „Und doch," entgegnete die Kröte, „vermag ich mehr als Du. Warte, ich will Dir morgen etwas vormachen; kannſt Du mir das nachmachen, dann will ich ſagen: Du kannſt mehr als ich."

Als am folgenden Tage die Menſchen unter einem ſchattigen Baume Schutz vor der Gluth der Mittagshitze ſuchten, ſprach die Kröte zur Ratte: „Paß auf, was ich jetzt thue, und ſieh, ob Du es mir nachmachen kannſt." Damit kroch ſie auf die Menſchen zu, und dieſe ließen ſie ungeſtört zwiſchen ihnen hindurch kriechen. „Faßt die Kröte ja nicht an, ſie macht ſonſt Eure Hand bitter," ſo ſprachen ſie unter einander.*) Die Kröte kehrte zurück und ſprach zur Ratte: „Nun, kannſt Du das auch? Wohl, verſuche es nur morgen einmal."

---

*) Hier iſt die gewöhnliche Kröte (in Bornu *kókō*) gemeint, die einen dunkeln Rücken hat und vorn weißlich iſt; ſie ſoll nach der Ausſage der Bornus ſehr bitter ſein, während hingegen die größte Krötenart die *bertétege* heißt und bei ebenfalls dunklem Rücken vorn gelb iſt, allgemein, ſelbſt bei den Muhamedanern als Leckerbiſſen gilt; ſie ſoll ſehr fett ſein. (Kölle.)

Als am nächstfolgenden Tage die Sonne hoch am Himmel stand, sah die Ratte die Menschen wieder im Schatten des Baumes ruhen. Sie machte sich auf, um zwischen ihnen hindurchzugehen; kaum aber hatten die Männer sie erblickt, als sie bereits nach ihren Stöcken griffen und auf die Ratte zuschlugen. Die aber war behender als die Männer, und nur Einer streifte mit seinem Stock ihren Rücken. Sie eilte zurück zur Kröte, wollte aber den Streit noch nicht aufgeben, sondern am nächstfolgenden Tage den Versuch wiederholen.

An den beiden nächsten Tagen wiederholten sie demgemäß den Versuch; am ersten Tage kroch die Kröte wie sonst unbelästigt zwischen den ruhenden Männern hindurch. Als die Ratte aber Tags darauf dasselbe thun wollte, wäre sie beinahe um's Leben gekommen. Sobald nämlich die Männer der Ratte ansichtig wurden, liefen Alle mit Stöcken hinter ihr her, um sie zu tödten, und hätte sie nicht noch zur rechten Zeit ein Loch in der Erde gesehen, in das sie behend hineinschlüpfte, so wäre es um sie geschehen gewesen. Einer der Verfolger war ihr bereits dicht auf den Fersen, sein Stock aber fiel vor dem Eingang der Höhle nieder, in welche die Ratte sich geflüchtet hatte.

Als Ratte und Kröte wieder zusammentrafen, erkannte die Erstere die Ueberlegenheit der Andern an. „Hätte mir unser Schöpfer nicht noch zur rechten Zeit ein Loch gewiesen," so sprach sie, „was wäre aus mir geworden? Dich ließen die Männer ungehindert passiren, aber mich wollten sie tödten, und nur durch ein Wunder bin ich entkommen.

Auf die Bitten der Ratte wies der Schöpfer ihr eine Höhle zum Wohnsitz an; bei Tage läßt die Ratte sich nun gar nicht draußen sehen, ist aber die Nacht hereingebrochen,

dann steckt sie den Kopf aus ihrer Höhle hervor, um zu sehen, ob Niemand auf sie lauert, sieht sie Niemand in der Nähe, dann erst wagt sie es, hervorzukommen, um sich Nahrung zu suchen. Die Kröte dagegen wohnt unter freiem Himmel, sie schmeckt bitter, und Niemand will etwas mit ihr zu thun haben; darum darf sie auch ungehindert gehen, wohin sie will.

---

30. Von den Schlangen.

(Der Bornusche Originaltext dieser Fabel findet sich auf Seite 62—64 von S. W. Kölle's „African Native Literature etc." London 1854.)

Alle Schlangen stammen von dem Alligator ab; der brütete aus einem seiner Eier die Kulutschi-Schlange*) aus, die gab der Abr-Schlange**) das Leben. Diese brütete die Gangu-Schlange,***) und die ward Mutter

---

*) Die Kulutschi ist eine große, boaartige Schlange; sie windet sich um ihre Beute und bricht ihr die Knochen entzwei. Sie soll, wenn sie eine Kuh erbeutet und verschlungen hat, zwei bis drei Monate liegen bleiben, ohne sich zu rühren, bis der Kopf der Kuh nebst den Hörnern, die sie nicht verschlingen kann, abgefault ist. Sie tödtet Menschen, aber frißt sie nicht. (Nach Kölle's „African etc.", S. 65—72.)

**) Die Abr hat gesprenkelte Haut, ist ungefähr 9 Fuß lang und von der Dicke eines Mannsschenkels. Ihr Kopf hat die Größe einer geballten Faust. Sie ist harmlos, wenn man sie nicht auf den Schwanz tritt, nur dann beißt sie. Ihr Biß ist tödtlich. Die Bornus behaupten, sie bringe einmal eine große Anzahl lebendiger Jungen zur Welt, dann sterbe sie. (Kölle a. a. O.)

***) Die Gangu ist ungefähr 5 Fuß lang, von ähnlicher Dicke und gleicher Farbe als die Abr. Sie ist vollkommen

der Fuſchi-Schlange.*) Als deren Brütezeit gekommen war, brachte ſie die Tſchibato**) hervor; dieſe brütete die ſchwarze Schlange***) aus; die ſchwarze Schlange gab der Komontugu†) das Leben, und von dieſer ſtammte endlich die Schergo-Schlange††) ab. Dies ſind alle Schlangen, die je geboren ſind. Sie wohnten alle an einem Ort, aber in getrennten Räumen, und eine jede ging, ſich ihre Speiſe zu ſuchen.

Eines Abends, als es eben dunkelte, ging die Abr-Schlange aus, ſich Nahrung zu ſuchen. Als ſie in den Wald gekommen war, legte ſie ſich mitten auf dem Wege nieder. Nun begab es ſich, daß ein Mann juſt des Weges kam, um im Walde zu jagen; die Abr erblickte ihn, er aber ſah ſie nicht und trat ſie im Gehen auf den Schwanz;

---

unſchädlich; ihre Erſcheinung ſoll ſogar Glück bedeuten. Sie lebt in der Nähe von Menſchen und kommt gern in das Innere der Hütten. (Kölle a. a. O.)

*) Ueber die Fuſchi-Schlange findet ſich keine ſpezielle Notiz.

**) Die Tſchibato iſt ſchwarz, mit feuerrothem Hals und Augen, etwa 9 Fuß lang. Ihr Biß iſt tödtlich. Ihre Erſcheinung ſoll kommendes Unglück verheißen (Kölle a. a. O.)

***) Die ſchwarze Schlange, eine kleine, aber furchtbar giftige Natter. Haut glänzend ſchwarz, lebt vorzugsweiſe in Brunnen. (Kölle a. a. O.)

†) Die Komontugu iſt etwa 6 Fuß lang und von der Dicke eines Handgelenks. Haut gelblich. Liegt ſie in der Sonne, ſo ſchlingt ſie ſich gern Vorübergehenden um die Beine, im Schatten aber rollt ſie ſich wieder los. Sie iſt harmlos; ihre Erſcheinung in einem Hauſe ſoll die bevorſtehende Niederkunft der Hausfrau bedeuten. (Kölle a. a. O.)

††) Die Schergo-Schlange hat eine ſchöne, ſchwarz- und weißgefleckte Haut, iſt etwa 3 Fuß lang und hat die Dicke eines Daumens; ſie lebt gern in der Nähe von Menſchen und iſt vollkommen unſchädlich; daher heißt ſie auch „Prieſterſchlange.“ (Kölle a. a. O.)

da wand sich die Abr vor Schmerz und biß den Mann. Der Mann stürzte laut schreiend zu Boden, die Andern aber, die ihn schreien hörten, stürzten herbei, zu sehen, was es gäbe; sie fanden den Armen schweißtriefend am Boden liegen. Kaum hatten sie gehört, die Abr habe ihn gebissen, so eilten sie mit Arzneien herbei, aber es war zu spät, schon hatte das Gift der Abr gewirkt, und bald war der Mann eine Leiche. Sie aber hoben ihn auf und begruben ihn.

Als die andern Schlangen davon hörten, riefen sie die Abr herbei und machten ihr Vorwürfe; ihr Biß, sagten sie, werde sie alle in's Unglück stürzen, denn von nun an würden die Menschen ihnen sicherlich nachstellen und sie alle mit einander tödten. Die Abr aber sprach: „Harret hier, bis ich wiederkomme; ich will hingehen und zu Gott flehen, er möge uns ein sicheres Versteck anweisen, um uns vor den Menschen zu retten.“ Damit ging sie davon; jene aber setzten sich nieder, ihre Rückkunft zu erwarten.

Die Abr ging aber hin und sprach also zu Gott: „Ich habe übel gehandelt! Als Du uns Schlangen schufest, geboteſt Du uns nicht etwa, Uebel zu thun: ich habe einen Mann gebissen, der mich in der Nacht im Walde auf den Schwanz getreten hatte; ich wußte nicht, daß mein Biß ihn tödten würde, sonst würde ich ihn nicht gebissen haben. Ich habe allerdings übel gehandelt, aber ich bitte Dich nun, Du wolleſt uns allen einen sichern Schlupfwinkel anweisen, damit wir den Menschen entgehen, denn die werden uns jetzt sicher nachstellen.“

Gott aber sprach zur Abr: „Deine Bitte ist erhört, Hüte Dich nun aber, in Zukunft Böses zu thun. Ich will Euch alle an einem sichern Orte verbergen. Aber wenn die Lebenszeit eines unter Euch erfüllt ist, dann

ſollen die Menſchen ihn ſehen und tödten, denn dann ſtirbt er durch meine Hand, nicht durch die der Menſchen. Von nun an ſollen die Menſchen Euch nicht ſehen, ſelbſt wenn ſie an demſelben Orte ſind, wo Ihr ſeid, ehe nicht Eure Zeit erfüllet iſt; erſt dann ſollen die Menſchen Euch ſehen und Euch tödten!" So ſprach Gott zur Schlange.

Hätte Gott die Schlangen nicht ſo vor den Augen der Menſchen verborgen, ſo wären ſie ſicherlich bereits ſämmtlich getödtet. Sind aber die Tage, die einer jeglichen Schlange zugezählt ſind, vorüber, dann ſehen die Menſchen dieſelbe und tödten ſie.

---

31. Von den Inſekten und ihren Aemtern.

(Der Bornuſche Originaltext dieſer Fabel findet ſich auf Seite 58—61 von S. W. Kölle's „African Native Literature", London 1854.)

Einſt kamen die Inſekten zu Gott und baten, er möge ihnen Arbeit geben, damit ſie ihren Lebensunterhalt verdienen könnten. Gott hörte ihre Bitte an und gebot der Grille, nach Sonnenuntergang allen Inſekten kundzuthun, ſie ſollten am folgenden Tage in der Frühe zu ihm kommen.

Kaum war die Sonne untergegangen, ſo begann die Grille, laut ihre Botſchaft auszurufen, wie der Herr ihr befohlen. Mitternacht kam, und noch immer rief die Grille zum Gebet; da ſandte Gott einen Boten zu ihr und ließ ihr ſagen, ſie habe nun lange genug zum Gebet gerufen, ſonſt mache ſie dem Herrn noch Kopfſchmerzen. Die Grille aber wollte dem Befehle nicht gehorchen, ſondern ſagte: „Bleibe ich draußen, ſo wird man mich ſehen," und lief in ihre Höhle; ſie ſteckte den Kopf daraus hervor und rief

und rief, bis die Sonne aufging; dann erst verstummte ihr Gebetsruf, und alle Insekten begaben sich zu des Herrn Betplatz; da wies der Herr einem Jeglichen seine Arbeit an.

Ganz zuletzt kam auch das *Pátkēma**) zum Herrn; befragt, warum es denn so spät käme, gab es zur Antwort: „Ich belud erst meine Esel mit all' ihren Reisesäcken, die Andern aber eilten mir inzwischen vorauf." Der Herr aber sprach: „Alle Aemter bis auf Eins sind vergeben, das will ich Dir anweisen. Geh an den Eingang zur Höhle der schwarzen Ameisen, sammle die Ameisenköpfe dort auf, von denen viele dort liegen und fülle Deine Säcke damit. Dann treibe Deinen Esel zum Markte, breite Matten daselbst und verkaufe Deine Ladung."

Das *Pátkēma* gehorchte; bald hatte es seinem Esel einen großen Sack voller Ameisenköpfe aufgeladen und trieb ihn zum Markte; unterwegs warf der Esel den Sack ab. Da das *Pátkēma* nicht stark genug war, so bat er die Vorübergehenden, mit Hand anzulegen, aber es achtete Niemand auf dasselbe. Da kamen die kleinen rothen Ameisen**) des Weges; die bat das *Pátkēma*, ihm doch hilfreiche Hand zu leisten, sie aber sagten: „Helfen wollen wir Dir schon, aber nicht umsonst." „Nun, faßt denn nur an," sagte das *Patkēma*, „ich will Euch bezahlen, wenn ich vom Markt heimkehre." Da beluden die kleinen

---

*) „*Kuli-pátkēma*", d. i. das Kaufmanns-Insekt, ist der Name eines Käfers, welcher alle möglichen Dinge in seiner Höhle aufzuspeichern pflegt. (Kölle.)

**) Diese rothen Ameisen sind ganz klein, mit bloßem Auge kaum sichtbar, aber, namentlich in Sierra Leone, höchst lästig, um so mehr, als ihnen bei ihrer Winzigkeit der Zugang zu Eßwaaren u. dgl. m. kaum versperrt werden kann. „Ich habe mehrfach beobachtet," schreibt Kölle, „wie sie an meinen Zuckerbehälter heranschwammen, der in einem großen, mit Wasser gefüllten Becken stand."

rothen Ameiſen den Eſel wieder, das *Pátkēma* aber trieb ihn zum Markte, verhandelte dort ſeine Ameiſenköpfe gegen andere Waaren und machte ſich auf den Rückweg.

Als die kleinen rothen Ameiſen das *Pátkēma* ſahen, riefen ſie ihm zu: „Vater *Pátkēma*, gib uns nun, was Du uns ſchuldeſt!“ Das *Pátkēma* aber weigerte ſich und zog ſeines Weges. Es war noch nicht weit gekommen, als es ſich fieberkrank fühlte; es ſtieg in Folge deſſen vom Eſel herab, band ihn feſt und nahm ihm ſeine Laſt ab; dann ſetzte es ſich unter einen Baum, um ein Wenig zu ruhen; das Fieber aber überwältigte es, und es fiel zu Boden. Als die kleinen rothen Ameiſen ihn dort liegen ſahen, thaten ſie ſich zuſammen und tödteten ihn.

Ein anderes Inſekt aber hatte dies geſehen und lief eilends zum Herrn, ihm zu verkünden, das *Pátkēma* ſei von den kleinen rothen Ameiſen getödtet worden. Da ſandte der Herr einen Boten und ließ die kleinen rothen Ameiſen ſämmtlich vor ſich fordern. Als dieſe nun erſchienen waren, fragte der Herr: „Warum habt Ihr denn das *Pátkēma* getödtet?“ Die Ameiſen theilten darauf dem Herrn mit, wie das *Pátkēma* ſie habe um den verſprochenen Lohn betrügen wollen, wie es dann im Fieber unter einem Baume zuſammengeſtürzt ſei, und wie ſie es alsdann vollends getödtet hätten. Der Herr ſprach: „Ihr hattet Recht!“

Noch heut ruft die Grille vom Abend bis zum Morgen; das Kaufmanns-Inſekt baut nicht das Feld und arbeitet nicht, ſondern zieht mit ſeinen Waaren auf den Markt, und wo die kleinen rothen Ameiſen ein krankes Inſekt liegen ſehen, da gehen ſie hin und geben ihm den Reſt.

VIII. Liebesgeſchichten.

32. Wer kann am Schnellſten nähen?

(Der Bornuſche Originaltext dieſer Erzählung findet ſich auf Seite 31—38 von S. W. Kölle's „African Native Literature", London 1854.)

Ein Mann hatte einſt eine wunderſchöne Tochter, die der Liebling aller jungen Leute des Orts war; namentlich bewarben ſich Zwei davon um deren Gunſt. Eines Tages kamen Beide zu ihr, um ſie zu bitten, Einen von ihnen zu wählen. Das junge Mädchen rief ihren Vater herbei; als dem die jungen Leute mitgetheilt hatten, ſie bewürben ſich beide um die Hand ſeiner Tochter, forderte er ſie auf, am folgenden Tage wiederzukommen, dann wolle er Beiden ein Probeſtück aufgeben; wer dies am Schnellſten löſe, dem ſolle ſeine Tochter zu Theil werden.

Inzwiſchen kaufte der Vater Tuch auf dem Markte und ſchnitt es zu zwei Gewändern zurecht. Als nun die beiden Nebenbuhler am folgenden Morgen erſchienen, gab er einem Jeden Stoff zu einem Gewande und gebot ihnen, die Kleider zu nähen; wer am erſten mit ſeiner Arbeit fertig ſei, der ſolle ſeine Tochter zur Frau bekommen. Seiner Tochter aber gebot er, den Beiden immer eingefädelte Nadeln zuzureichen.

Nun wußte das junge Mädchen aber recht wohl, welchen von den beiden jungen Leuten ſie am Liebſten zum Manne

gehabt hätte; dem reichte sie darum immer Nadeln mit kurzen Fäden, dem Andern aber gab sie stets lange Fäden. Mittag kam, und noch hatte Keiner sein Gewand vollendet. Nach einiger Zeit jedoch war der, den das Mädchen stets mit kurzen Fäden versehen hatte, mit seinem Gewande fertig.

Da riefen sie den Vater herbei; dem zeigte der junge Mann sein Gewand; da sprach jener: „Du bist hurtig bei der Arbeit und wirst darum sicherlich Dein Weib ernähren können. Nimm meine Tochter mit Dir, sie sei Deine Gattin, und thue stets Deine Arbeit so hurtig, dann wirst Du stets Nahrung für Dich und Dein Weib finden."

So hatte der junge Mann seine Geliebte vermittelst ihrer List erlangt. Fröhlich führte er sie heim als seine Frau.

---

33. Wie Tamba des Königs Tochter heirathete.

Der Temnesche Originaltext dieser Erzählung befindet sich auf Seite 86—96 von C. F. Schlenker's „Collection of Temne Traditions etc.", London 1861.)

Ein König hatte eine wunderschöne Tochter, und Viele begehrten sie zum Weibe. Eines Tages kam ein großer Herr an den Hof des Königs und bot ihm viel, viel Geld, wenn der König ihm seine Tochter zur Frau geben wolle. Der König aber sagte: „Lege Dein Geld nieder; wenn Du nennen kannst, was in diesem Amulet ist, dann sollst Du meine Tochter heirathen." Das konnte der Freier aber nicht, und enttäuscht mußte er heimziehen.

Viele junge Männer kamen noch aus dem Lande herbei, um sich um das Königs Tochter zu bewerben; Allen versprach sie der König unter der Bedingung, daß sie

namhaft machten, was sich in dem Amulet befände, aber Keiner vermochte diese Bedingung zu erfüllen, und enttäuscht zog Einer nach dem Andern davon.

Da machte sich auch Tamba, der fern im Osten des Landes lebte, auf, um des Königs Tochter zu gewinnen; die Leute aber lachten seiner und sprachen: „Wo so viele große Herren enttäuscht worden sind, wirst Du sicher Nichts erlangen.“ Tamba aber trat seine Reise an, ohne das Gerede der Leute im Mindesten zu beachten. Er führte aber Hühner und eine Ziege mit sich, und enthülsten Reis und Reis in Hülsen; auch Penne-Samen,*) Palmöl und Reisstroh führte er mit sich.

Er war noch nicht weit gekommen, da traf er den Igel, der gewaltigen Hunger litt; da gab Tamba ihm von dem mitgebrachten Reisstroh. Und weiter wanderte Tamba, da traf er den Alligator, den gleichfalls der Hunger plagte; dem gab er die Ziege. Bald darauf traf er den Ceraſtes,**) der auch über Hunger klagte, dem gab er zwei Hühner. Als der Ceraſtes die beiden Hühner verzehrt hatte, gab er dem Tamba eine Arznei und sagte: „Wenn ein Ceraſtes Jemand beißt, so muß der Gebissene von dieser Arznei trinken, deren Name *kạ-wóso* ist, zuvor aber muß ein Betrüger sterben.“ Und weiter wanderte Tamba, da traf er die Ameisen, und auch diese jammerten über Hunger. Da gab Tamba ihnen Hirse und Palmöl.

Endlich kam Tamba am Hofe des Königs an. „Ich komme, mich um des Königs Tochter zu bewerben!“ so sagte er. Einer von des Königs Ministern aber sagte zu ihm: „Was? Ein so erbärmlicher Bursche wie Du, Tamba, will sich um solch ein Weib bewerben?“ „Ja!“

*) „Penne-Samen“ ist eine Art Hirse.

**) „Ceraſtes“, eine gehörnte Schlange.

war Tamba's Antwort. „Ich werde ſie heirathen, ſie ſoll ſchon mein Weib werden.“

Nun merkte Tamba, daß einer von des Königs Dienern Hunger litt, dem gab er von dem mitgebrachten Reis zu eſſen; heimlich kam jener zum Tamba und theilte ihm mit, was im Amulet enthalten ſei.

Am folgenden Morgen ließ der König den Tamba vor ſich kommen. „Willſt Du um meine Tochter freien,“ ſo ſprach der König, „ſo mußt Du zuvörderſt alle Dinge nennen, die in dieſem Amulet enthalten ſind.“ „Ich kann ſie wohl nennen,“ war Tamba's Antwort, „aber ich weiß nicht, ob ich es wagen darf.“ „Nur zu,“ ſagte der König, „es hat Nichts zu bedeuten.“ „Wohl,“ ſagte Tamba, „im Amulet iſt Haar vom König, da er noch ein Kind war, ein Stück der Kalabaſſe, daraus er zuerſt Milch getrunken, und der Zahn der erſten Schlange, die er getödtet.*)

Kaum hatte Tamba dies ausgeſprochen, ſo ſchalt des Königs Miniſter ihn einen frechen Lügner und gebot, ihn in Ketten zu legen. Der König aber ſagte: „Halt! Findet er meine Pfeife, die ich einſt auf dem Grasfelde verloren habe, ſo ſoll er meine Tochter heirathen.“ „Die will ich ſchon finden!“ meinte Tamba und machte ſich auf den Weg zum Grasfelde; dort vertraute er dem Igel an, er habe es übernommen, des Königs Pfeife herbeizuſchaffen, die dieſer einſt im Grasfelde verloren habe. Der Igel verſprach, die Pfeife zu ſuchen und ſchleppte ſie in der That binnen Kurzem dem Tamba zu, der ſie erfreut an des Königs Hof brachte. Des Königs Miniſter aber ſagte: „Du lügſt ſchon wieder, es iſt nicht die rechte!“ packte ihn und gebot den Knechten, ihn zu ſchlagen.

*) Duas res posteriores, ne forte offenderem pudorem legentium, substitui pro iis, quae extant in textu Bornuensi, pro funiculo umbilicari et particulis unguium recisis.

Der König aber rief: „Halt, laßt ihn frei! Findet er meine Cymbel,*) die mir neulich in die See fiel, dann will ich ihm meine Tochter zur Ehe geben.“ „Die will ich wohl finden,“ meinte Tamba, ging zum Alligator und theilte ihm mit, der König wolle gern seine Cymbel wieder haben, die ihm kürzlich in's Meer gefallen sei. Der Alligator stieg alsbald in die See hinab und kehrte schnell mit der Cymbel zurück. Als Tamba mit derselben am Hofe des Königs erschien, wollte dessen Minister ihn davonjagen lassen; der König aber gebot Tamba, zu bleiben und sprach weiter zu ihm: „Die Kinder haben meinen Reis mit Penne-Samen vermengt; kannst Du den Penne-Samen aussondern, so will ich Dir meine Tochter zur Ehe geben.“

„Das will ich schon thun,“ meinte Tamba und machte sich wirklich an die mühsame Arbeit; da kamen die Ameisen in großer Anzahl herbeigelaufen, sagten zu Tamba: „Setze Dich nur hin, wir sind gleich fertig,“ und begannen, mit staunenswerther Geschwindigkeit den Reis in einen, den Penne-Samen in einen andern Korb zu füllen. Nach kurzer Zeit erschien Tamba mit den gefüllten Körben vor dem König und sprach: „Ich habe die Arbeit gethan.“ Da rief der Minister: „O, Tamba ist ein arger Mann, laß ihm den Hals abschneiden!“ Da legten sie den armen Tamba in Ketten und geißelten ihn.

Nun begab es sich, daß der König baden wollte, darum sandte er seine vier Weiber zur Quelle, um Wasser für ihn zu schöpfen; eins von den jungen Mädchen aber

*) Ein metallnes Instrument, ähnlich einer Glocke mit etlichen Ringen versehen, die als Handhabe dienen, während es mit einer Hand geschlagen wird. Die Häuptlinge geben ihren Frauen damit das Signal zu Beifallsbezeugungen. (Kölle.)

lief mit ihnen. An der Quelle aber kam der Ceraſtes auf ſie zu und biß die Frauen; nur das junge Mädchen entkam; entſetzt ſtürzte ſie zur Stadt, um das Geſchehene zu berichten. Man holte die vier Frauen zur Stadt hinein; ſie lagen ſämmtlich beſinnungslos da, und es konnte ihnen Niemand helfen. Da gedachte der König des klugen Tamba, ließ ihn vor ſich bringen und fragte ihn, ob ihm ein Mittel bekannt ſei, den von dem Ceraſtes gebiſſenen Frauen das Leben zu retten. Tamba bejahte die Frage, ſetzte aber hinzu, es müſſe erſt ein Betrüger ſterben, um die Arznei wirkſam zu machen. Raſch entſchloſſen griff der König nach einer Eiſenſtange und ſchlug damit einen ſeiner Miniſter vor den Kopf, daß er todt niederſtürzte. Dann flößte Tamba die Arznei, die er vom Ceraſtes erhalten hatte, einer der Frauen ein, die wie todt am Boden lagen, und ſiehe! ſie erhob ſich geſund und friſch vom Boden. Schnell ließ der König auf Tamba's Wunſch einen andern Miniſter mit der Eiſenſtange vor den Kopf ſchlagen, und wiederum belebte die Arznei eine andere der Frauen. So ſtellte Tamba die Frauen des Königs, eine nach der andern, wieder her; die andern Miniſter aber flohen erſchreckt davon, um einem ähnlichen Schickſal zu entgehen, wie ihre bisherigen Amtsgenoſſen.

Nun bekleidete der König den Tamba mit köſtlichen Gewändern, gab ihm ſeine Tochter zur Ehe, um derenwillen Tamba ſich Allem unterzogen hatte, zur Gattin und beſchenkte ihn außerdem noch mit einem Wohnſitze in ſeiner Nähe und zwei Pflanzungen mit allen Sklaven darauf. So machte er den Tamba zu einem großen Herrn.

Als der König aber ganz alt geworden war und ſterben wollte, da empfahl er noch vor ſeinem Tode den Tamba ſeinen Unterthanen zum Nachfolger. Dann ſtarb er; ſein Volk aber wählte den Tamba zum Könige, und dieſer ward

ein noch größerer und mächtigerer Herr, als sein Vorgänger gewesen war.

---

34. Von den vier Frauen.

(Der Haussasche Originaltext dieser Erzählung findet sich auf Seite 195—197 von J. F. Schön's „Grammar of the Hausa-Language", London 1862.)

Um ein wunderschönes Mädchen bewarben sich einst vier schöne Jünglinge aus derselben Stadt. Während die Vier mit einander stritten, wem der Vorrang gebühre, kam ein fremder Jüngling zur Stadt, nahm die schöne Jungfrau zu sich auf's Pferd und jagte mit ihr davon. Der Jungfrau Vater aber bestieg sein Kameel, sobald er von dieser Entführung hörte, eilte nach dem Wohnplatz des fremden Jünglings und holte seine Tochter zurück.

Eines Tages ließ er alle Leute seines Stammes zusammenkommen; das junge Mädchen trat unter sie und sprach: „Wer von Euch im Stande ist, auf dem Kameele meines Vaters umherzureiten ohne herunterzufallen, dem will ich als Gattin folgen." Nun waren die Leute ihres Stammes alle in ihren Feiertagsgewändern erschienen; der fremde Jüngling aber kam, in eine Matte gehüllt, hinzu und setzte sich in ihre Mitte hin.

Darauf machte Einer nach dem Andern den Versuch, auf dem Kameele umherzureiten, aber es war vergeblich: das Kameel warf Einen nach dem Andern ab. Als Alle sich vergeblich bemüht hatten, die Aufgabe zu lösen, schritt das Mädchen auf den fremden Jüngling zu und sprach: „Laßt diesen Fremdling auch einmal den Versuch machen!" Da murrten die Leute ihres Stammes und sprachen:

„Keiner der Unſrigen hat dieſes Kameel zu bändigen vermocht, und ein Fremdling ſollte es können?“ Das junge Mädchen aber ſprach; „Nun, laßt's ihn doch einmal verſuchen!“ Da beſtieg der fremde Jüngling das Kameel, die Andern trieben es mit der Peitſche an, er aber ritt drei Mal ruhig und ſicher im Kreiſe umher; als er aber zum vierten Male bei ſeiner Erkorenen vorbeikam, beugte er ſich vom Kameel herab, hob ſie ſchnell zu ſich empor und jagte mit ihr davon.

Schnell ſchwang ihr Vater ſich auf ſein Pferd, den beſten Renner im Orte, und ſetzte den Flüchtigen nach; ſchon berührte des Pferdes Naſe den Schweif des Kameels, als der Jüngling mit ſeiner jungen Frau vom Kameel herunterſprang und ſie in ſein Haus trug; die Thüre warf er mit ſolcher Gewalt zu, daß ein Fuß des Pferdes, auf deſſen Rücken des Mädchens Vater ihn verfolgt hatte, zwiſchen die Thürpfoſten gerieth. Mit Mühe zog des Mädchens Vater den Fuß des Pferdes heraus und kehrte heim. Die vier Freier aber waren und blieben enttäuſcht.

IX. Märchen.

35. Die ungehorsame Tochter.

(Der Haussasche Originaltext dieses Märchens findet sich auf Seite 207—209 von J. F. Schön's „Grammar of the Hausa-Language," London 1862.)

Eine Frau bewohnte mit ihrer einzigen Tochter ein Haus mitten in der Wüste; sie hatten keine andern Wächter, als ihre Hunde. Denen pflegten sie gute Nahrung zuzubereiten, auch setzten sie ihnen stets Haferschleim zum Trinken vor. Kam dann Dodo*) in der Nacht — und er pflegt jede Stunde zu kommen — so trieben ihn die Hunde wieder von dannen.

Als nun die Mutter eines Tages im Begriff war, in die Stadt zu gehen, um Einkäufe zu machen, schärfte sie ihrer Tochter ein, ja den Hunden gute Kost und Haferschleim vorzusetzen; die Tochter versprach zu gehorchen, und die Mutter ging zur Stadt. Bald kamen indessen Freundinnen des jungen Mädchens herbei; für die bereitete sie Haferschleim, den Hunden aber setzte sie das Spülicht vor; davon wollten diese indeß nicht trinken. Auch Kost richtete sie für ihre Freundinnen her, den Hunden aber warf sie vor, was verbrannt und ungenießbar war; davon wollten jene aber nicht essen.

*) Vergl. S. 134.

Die Nacht kam herbei, ſiehe! da erſchien Dodo laut ſchreiend. Erſchreckt rief das Mädchen die Hunde bei Namen; erſt kam Schato herbei, aber er trieb den Dodo nicht fort, ſondern ging ruhig beiſeit. Da rief ſie Färi. Der kam, aber auch er ging ruhig wieder davon, ohne den Dodo zu verjagen. Auch Samandunia und Samakuſſa kamen den Andern nach, aber nicht Einer trieb Dodo fort. Laut ſchreiend näherte ſich dieſer dem Hauſe und trat hinein. Das erſchreckte Mädchen flüchtete ſich in ihr Zimmer und horchte in ängſtlicher Spannung. Ach, ſchon trat Dodo ſchreiend über die Schwelle des Zimmers — ſie ſprang auf's Bett — ſie kletterte in die Scheune hinein — überallhin verfolgte Dodo ſie mit lautem, widerlichem Geſchrei. In ihrer Angſt kroch ſie endlich in einen großen, irdenen Topf hinein. Schreiend nahte Dodo ſich und verſchlang den Topf und das junge Mädchen darinnen.

Am folgenden Tage kehrte die Mutter vom Markte zurück. Sie fand ihre Tochter nirgends, und die Hunde hatten weder Koſt noch Haferſchleim. „Gewiß," ſo dachte ſie alsbald, „hat meine Tochter vernachläſſigt, die Hunde zu verſorgen, und dieſe haben in Folge deſſen Dodo nicht fortgetrieben; ſicherlich hat er meine Tochter verſchlungen". Schnell bereitet ſie Speiſe und Trank für die Hunde und ſetzte ihnen vor, ſoviel ſie nur mochten. Als nun Dodo zur Nachtzeit wieder erſchien, ſtürzten die Hunde ſich auf ihn und tödteten ihn. Schnell öffnete die Mutter den Leib des getödteten Dodo, fand den irdenen Topf darinnen, öffnete ihn, und ſiehe! ihre Tochter ſaß friſch und wohl darinnen; ſie war nicht in Dodo's Leibe geſtorben. Wie freute die Mutter ſich da, daß ſie ihre Tochter noch am Leben fand.

36. Der unverſtändige Knabe.

(Der Temneſche Originaltext dieſes Märchens findet ſich auf Seite 56–60 von C. F. Schlenker's „Collection of Temne Traditions etc.", London 1861.)

Ein Knabe ſtellte einſt eine Vogelſchlinge unter einer Wurzel auf; als er ſich nun vermittelſt derſelben einen Vogel gefangen hatte, brachte er denſelben ſchleunigſt nach Hauſe, damit ihn die Mutter für ihn röſte. Die Mutter aber ſagte, er ſolle doch hinaus gehen und die Vögel vom Felde fortjagen. Er gehorchte, die Mutter aber rupfte inzwiſchen den Vogel, briet ihn und aß ihn auf. Der Knabe kam bald darauf zurück, und als er erfuhr, die Mutter habe ſeinen Vogel aufgegeſſen, ſo rief er laut: „Mutter, gib mir meinen Vogel wieder, den ich unter der Wurzel gefangen, am Waſſerfall, unter der Wurzel!"

Um ihn zu beruhigen, gab die Mutter ihm eine Handvoll Mais, damit ging er davon und ſtreute es auf einen Baumſtumpf; da kamen die weißen Ameiſen und aßen es. Der Knabe aber rief: „Ameiſen, gebt mir meinen Mais! Gebt mir meinen Mais, Ameiſen! Ihn gab mir die Mutter, da ſie meinen Vogel aufgegeſſen, den ich mir unter der Wurzel gefangen, am Waſſerfall, unter der Wurzel." Da machten die Ameiſen irdene Töpfchen für ihn; die trug er zum Waſſerfall, um Waſſer zu ſchöpfen, der Strudel aber brach dieſelben. Da rief der Knabe: „Strudel, gib mir meine irdenen Töpfe! Gib mir meine irdenen Töpfe, Strudel, die die weißen Ameiſen mir gegeben haben. Die Ameiſen aßen meinen Mais, den ich von der Mutter erhalten hatte; die Mutter aß meinen Vogel, den ich mir unter der Wurzel gefangen hatte, am Waſſerfall unter der Wurzel."

Da gab der Strudel ihm eine Flatterroche (eine Fiſchart), aber der Habicht flog hinzu, nahm ihm den Fiſch

„Und ich," so sprach der Jüngste, „ich möchte ein Schmied werden, mein Vater!" „Wohl," war des Greises Antwort, „so sei das Schmieden Dein Handwerk! Setze Dich, ich weiß nun, was Du liebst."

Als der Greis so vernommen hatte, was für ein Handwerk ein Jeder von seinen Söhnen gewählt, sprach er zu ihnen: „So macht Euch denn auf, gehet hin und ein Jeder betreibe das Handwerk, das er sich erwählt hat!" Da schieden die Söhne, Einer nach dem Andern, vom Vater, um ihren verschiedenen Beschäftigungen nachzugehen.

Der Aelteste, der sich das Kriegshandwerk erwählt hatte, begab sich zum Könige. Als er dort etwa zwei Monate gewesen war, erhielt der König Kunde, in einer benachbarten, von Heiden bewohnten Stadt sei Krieg ausgebrochen. Da sandte der König seine Krieger dorthin mit dem Befehl, die Einwohner jener Stadt vor ihn zu bringen. Als die Krieger, unter denen auch der Sohn des Greises war, sich der Heidenstadt näherten, machten die Heiden einen Ausfall auf die nahenden Feinde und trieben sie zurück; dabei ward der Sohn des Greises getödtet. Als die Soldaten die Kunde ihrer Niederlage zum König brachten, fragte dieser: „Wie viel Mann haben die Heiden getödtet?" Die Krieger antworteten: „Nur Einen, eines Greises Sohn, der kürzlich zu Dir kam, um in den Krieg zu ziehen." Da sandte der König einen Boten mit der Trauerkunde zu dem Greise. Als der die Botschaft erhielt, sagte er: „Ich dachte mir wohl, daß es so kommen würde: nun hat mein Sohn erreicht, was er gewollt."

Der Zweite, der sich das Diebshandwerk auserwählt hatte, stahl täglich andern Leuten ihr Eigenthum; die aber lauerten ihm auf, ohne daß er es wußte. Eines Nachts schlich er sich heimlich in eines Mannes Haus, den er schlafend glaubte, um dessen Pferd zu stehlen. Schon

hatte er dasſelbe losgebunden und wollte ſich eben damit aus dem Staube machen, als der Eigenthümer aufſprang, ihn packte und mit lauter Stimme die Nachbarn herbeirief. Die fragte er: „Was ſoll ich mit dem jungen Pferdedieb anfangen?“ Einſtimmig riefen alle Anweſenden: „Man hänge ihn, wo Du ihn gefangen haſt.“

So geſchah es auch, der junge Dieb ward in den Pferdeſtall zurückgebracht und dort aufgeknüpft. Als ſein Vater dieſe Nachricht erhielt, rief er: „So mußte es kommen! Ich wußte es wohl; ich konnte es mir damals gleich denken, als mein Sohn ſich das Diebshandwerk erkor.

Derjenige von den Brüdern aber, der beſchloſſen hatte, Handel zu treiben, hatte ſeine Eſel und ſeine Ochſen und ſeine Kameele mit Waaren beladen und eine Handelsreiſe nach einer entfernten Stadt unternommen. Dort tauſchte er ſie gegen weit werthvollere Waaren ein; auf dem Rückwege aber lauerten ihm Räuber auf, beraubten ihn ſeiner Waaren und tödteten ihn. Als dieſe Kunde zu dem Greiſe kam ſeufzte er: „Ach, habe ich das nicht ſofort geahnt, als mein Sohn beſchloß, Handel zu treiben?“

Der Vierte der Söhne aber, der ſich den Straßenraub zu ſeinem Gewerbe erwählt hatte, pflegte am Wege den Leuten aufzulauern, die vom Markte heimkehrten, und ihnen die Waaren, die ſie mit ſich führten, fortzunehmen. Als er aber eines Tages zwei Männer, die mit Waaren des Weges kamen, anhalten wollte, wehrten ſich dieſe gegen den Räuber und überwältigten ihn auch glücklich, ſie warfen ihn nieder und tödteten ihn. Der Greis empfing die Nachricht vom Tode ſeines Sohnes, des Straßenräubers, mit den Worten: „Nun hat er den Lohn des Handwerks empfangen, das er ſich damals erwählt, da er noch jung war.“

Zwei Jahre waren vergangen, seit der Greis seine sechs Söhne vor sich geladen, um von einem Jeden zu erfahren, welchem Handwerk er sich widmen wolle. Da sandte der Greis von Neuem Botschaft zu seinen Söhnen, vor ihm zu erscheinen, aber nur zwei, der Schmied und der Landmann, kamen dies Mal. Da sprach der Greis: „Vor zwei Jahren erschienen Eurer Sechs vor mir, und jetzt seid nur Ihr Beide noch da. Eure Brüder hat der Tod ereilt in Folge der Beschäftigungen, die sie sich erwählt. Den Einen raffte der Tod im Kriege hinweg, der Andre ward als Dieb gehangen, den Dritten erschlugen Wegelagerer um seiner Schätze willen, und den Vierten tödteten Jene, die er hatte berauben wollen. Nun sprecht, was treibt Ihr denn?"

Da trat der Erste auf und sprach: „Als Du mich an jenem Tage fragtest, welches Handwerk ich ergreifen wollte, da wählte ich den Ackerbau. Ich bin ein Landmann." Da sprach der Greis: „Daran hast Du wohl gethan, mein Sohn. Setze Dich nieder, Du hast weise gehandelt. Diese Weisheit aber hast Du nicht von mir, sondern von dem alleinigen Gott!"

Da stand der Andre auf und sprach: „Und ich, Vater, bin ein Schmied geworden, wie ich Dir damals zur Antwort gab, als Du uns Alle fragtest, was wir werden wollten." Da sprach der Greis: „Auch Du, mein Sohn, hast ein gutes Handwerk, halte es fest! Du hast weise gehandelt, aber Du hast Dein Handwerk nicht von mir erhalten, sondern von Gott allein, darum halte es ja fest! Du als Schmied und Dein älterer Bruder als Landmann, Ihr werdet Euch schön ernähren können, wenn ich todt bin; und gibt Gott Euch künftig einmal Kinder, o dann lehrt sie doch Eure Handwerke."

So hatte Gott einem Jeden der Brüder das gegeben,

warum ſie gebeten. Die vier Aelteſten hatten bei den erwählten Beſchäftigungen den Tod, die beiden Andern Arbeit und Lebensunterhalt gefunden.

---

38. Die Sprache der Thiere.

(Der Bornuſche Originaltext dieſes Märchens findet ſich auf Seite 24—26 von S. W. Kölle's „African Native Literature", London 1854.)

Einſtmals lebte ein Diener Gottes mit ſeinem einäugigen Weibe in ſeinem Hauſe. Der verſtand die Sprache aller Thiere im Walde und aller Vögel in der Luft; auch den Schrei der Hyäne verſtand er, wenn dieſe zur Nachtzeit ſich aufmachte und beuteſuchend dem Hauſe ſich näherte; auch den Ruf ſeines Pferdes verſtand er, wenn es hungrig war und wieherte; dann ſtand er auf und brachte ihm Futter.

Eines Tages hörte er das Geſpräch mehrerer Vögel, die vorüberflogen, und er lachte recht herzlich über den Gegenſtand desſelben. Auf die Frage ſeiner Frau, worüber er denn lache, entgegnete er indeſſen: „Ja, das kann ich Dir nicht ſagen." Da ſprach ſein Weib: „O, ich weiß wohl, worüber Du lachſt; Du lachſt über mich, weil ich einäugig bin." Ihr Mann aber entgegnete: „Wie kannſt Du nur ſo thöricht ſein, dergleichen zu glauben? Habe ich nicht gewußt, daß Du einäugig biſt, ehe ich Dir meine Liebe zugewandt, ehe ich mich mit Dir vermählt und ehe ich Dich in mein Haus geführt hatte?" Da ſchwieg das Weib.

Ein ander Mal beobachtete der Mann zwei Ratten. Es war nach Mitternacht, und er lag bereits im Bette; die Ratten ſpielten auf dem Dache des Hauſes mit ein-

ander, und Beide fielen nieder. Da sprach das Weibchen: „O, Du spielst falsch! Ich meinte, es sollte nur Spaß sein, nun bin ich so hingefallen, daß ich mir den Rücken gebrochen habe.“ Als der Diener Gottes, der drinnen im Hause auf seinem Bette lag, dies hörte, lachte er laut auf.

Kaum hörte sein Weib das, so sprang sie auf, ergriff ihn bei der Kehle und sagte: „Nun lasse ich Dich nicht los, ehe Du mir gesagt, worüber Du immer lachst.“ Der Mann bat die Frau, ihn doch loszulassen, sie aber weigerte sich. Alle Bitten des Mannes waren vergebens; endlich sagte er: „Nun wohl, ich will Dir sagen, worüber ich lache. Ich verstehe die Sprache der Thiere im Walde und der Vögel in der Luft; ich verstehe den Schrei der beutesuchenden Hyäne und des hungrigen Rosses. Das ist es, was mich oft zum Lachen bringt.“ Darauf ließ seine Frau ihn los, und Beide begaben sich wieder zur Ruhe.

Als der Tag anbrach, ging der Mann zum Pferde; wohl wieherte es, aber der Mann verstand es nicht länger; wohl schrieen die Thiere im Walde, wohl sangen die Vögel in den Lüften, wohl heulte die hungrige Hyäne, aber ach! der Diener Gottes verstand ihre Sprache nicht länger.

Da setzte er sich trauernd in seiner Hütte nieder, ließ gramvoll den Kopf hängen und sprach zu sich selbst: „Den wird Gott strafen, der seine inwendigen Gedanken einem Weibe anvertraut. Früher verstand ich die Sprache der Vögel und aller Thiere, aber seit ich einem Weibe dies Geheimniß anvertraut, hat Gott meine Ohren verschlossen. Darum hüte ein Mann sich, einem Weibe seine Geheimnisse zu enthüllen!“

So sagen auch die weisen Leute: „Welcher Mann ein Weib zur Mitwisserin seiner Geheimnisse macht, den wird sie in des Teufels Küche liefern. Jenes Weib ist schuld,

daß Menſch und Vieh, Vögel und Fiſche nicht gegenſeitig ihre Sprache verſtehen. Sie hat es verſchuldet, daß Gott uns allen verſchiedene Sprachen gegeben hat."

---

39. Der Prieſter und der Heide.

(Der Bornuſche Originaltext dieſes Märchens findet ſich auf Seite 20—24 von S. W. Kölle's „African Native Literature", London 1854.)

Ein großer Prieſter, der alle Bücher durchforſcht hatte und gar weiſe war, hatte einen Heiden zum Freunde, den er leidenſchaftlich liebte; täglich ging er nach ſeinem Hauſe und machte gemeinſchaftliche Spaziergänge mit ihm. Der Heide war höchſt erfreut darüber und dachte bei ſich: „Ich faſte nimmer, ich bete nimmer, ich ſchlachte nimmer das Oſterlamm, ich eſſe Schweinefleiſch, Affen und gefallenes Vieh, auch trinke ich Bier; all dies ſieht der Prieſter, und dennoch pflegt er Freundſchaft mit mir!" Täglich, wenn er von der Jagd aus dem Walde zurückkehrte, ging er hin, den Prieſter zu begrüßen, und nie ſtand er am Morgen auf, um auf die Jagd zu gehen, ohne erſt den Prieſter geſehen zu haben.

Eines Tages, als der Heide dem Prieſter, wie gewöhnlich, einen Beſuch abſtattete, ſagte der Prieſter zu ihm: „Mein Freund, in einer Woche werde ich nach Mekka gehen!" Da ſprach ſein Freund, der Heide: „Wenn Du nach Mekka gehſt, Vater Prieſter, ſo nimm mich mit Dir." Da ſprach der Prieſter: „Du biſt ein Heide, Du faſteſt nie, Du beteſt nie, Du iſſeſt gefallenes Vieh, Du trinkſt Bier, und Du willſt mir nach Mekka folgen? Nein, ich kann Dich nicht mitnehmen."

Da der Heide das hörte, ging er schweigend nach Hause; von dort beobachtete er, wie der Priester Vorkehrungen zu seiner Reise traf, wie er eine Kuh schlachtete, zerlegte, das Fleisch dörrte und zurüstete; da machte er sich auch auf, ging in den Wald, tödtete sich ein Schwein, brachte es nach Hause, zerlegte es und dörrte das Fleisch. Dies Alles sah der Priester mit an.

Eine Woche später füllte der Priester sein gedörrtes Fleisch und sein Mehl in zwei besondere Säcke, nahm seine Kalabasse zum Wassertrinken, steckte seine Bücher zu sich, nahm seine Gebet-Kalabasse *) auf und machte sich auf den Weg nach Mekka.

Da der Heide dies sah, ging er in seine Hütte, füllte seinen Sack mit gedörrtem Schweinefleisch und Affenfleisch und einer Kalabasse voll Bier; dann nahm er seine Kalabasse zum Wassertrinken, seinen Stab und seine Schuhe und machte sich auf den Weg.

Der Priester war schon drei Wochen unterwegs, aber nach sieben Tagereisen holte der Heide ihn ein. Da der Priester seinen Freund, den Heiden, sah, sprach er: „Mein Freund, wie konntest Du Dich nur aufmachen, mir zu folgen, nachdem ich Dir gesagt, ich könne Dich nicht mit nach Mekka nehmen, und Dich hinter mir gelassen hatte? Ich werde Dich nicht mitnehmen, und wir beide können nicht mit einander in Mekka einziehen.“ Da erwiderte der Heide: „Geh Du nur allein nach Mekka; ich will erst dann folgen, wenn Du dort angekommen bist.“ Da setzte der Priester seine Reise fort, der Heide aber blieb zurück.

Als der Priester in Mekka eingezogen war, machte auch der Heide sich auf, ihm dahin zu folgen; da es nun Abend war, so gingen Alle zur Ruhe. Der folgende Tag

*) Man bedient sich der sogenannten Gebet-Kalabasse, um sich Gesicht und Hände vor jedem Gebete zu waschen.

aber war ein Freitag. Um neun Uhr Morgens rüſteten ſich alle die großen Leute von Mekka, aus dem offenen Betplatze hervorzukommen. Da ſie nun alle hervorgekommen waren, erhob ſich der Rufer und rief die Stunde des Gebets aus; dann ſetzte er ſich neben die Pforte, während alle die großen Leute in die Moſchee gingen und dort Platz nahmen.

Auch der Prieſter machte ſich auf und ging zur Pforte des Tempels; da kam auch der Heide und ſtellte ſich neben die Pforte hin. Als der Prieſter nur in die Moſchee eintreten wollte, rief der Rufer ihm zu: „Vater Prieſter, von wannen kommſt Du?“ Da nannte der Prieſter den Namen ſeines Ortes; der Rufer aber ſagte weiter: „Vater Prieſter! Dir iſt wider Deinen Willen ein Freund gefolgt, den Du einen Heiden nennſt; da Du ihn aber nicht nur ‘Heide’ nannteſt, ſondern ‘Freund’ zu ihm ſagteſt, da wußteſt Du ganz wohl, daß er ein Heide war, daß er Fleiſch von Hunden, Schweinen und Affen genießt, und daß er Bier trinkt; Du wußteſt, daß er nie faſtet, nie betet, noch je das Oſterlamm ſchlachtet, daß ſeine Eltern, ſeine Großeltern und ſeine Urgroßeltern ſämmtlich Heiden waren; all dies war Dir bekannt, ehe Du ihn Freund nannteſt, ehe Du und er Freundſchaft machten und dennoch ſagteſt Du nie zu ihm: ‘Du biſt ja ein Heide!’ Als Du aber zu ihm ſagteſt, Du wolleſt nach Mekka wallen, und er Dich bat: ‘O laß mich Dir folgen, auf daß, wenn Dir Gott zu Mekka einen guten Ort anweiſt, ich durch Deinen Segen auch einen bekommen möge’, da wollteſt Du den Heiden nicht kommen laſſen. Nun, weißt Du, der Du Dich einen Prieſter nennſt, wer ein Heide iſt? Höre, ich will es Dir ſagen: Nicht der iſt ein Heide, der Schweinefleiſch oder Affenfleiſch oder Fleiſch von gefallenem Vieh ißt, oder wer Bier trinkt, ſondern der iſt ein Heide, der

mit seinem Nachbarn Streit hat, und es ihm nicht vergessen mag; ja, merke, was ich heut zu Dir spreche, der ist ein Heide, der einem Andern Böses nachträgt. Da Dein Freund, der Heide, hoffte, wenn er Dir hieher folgte, den Himmel durch Deinen Segen zu erhalten, wolltest Du ihn nicht kommen lassen; darum sollst Du die Moschee jetzt nicht betreten, der aber, den Du Heide nennst, der trete hinein."

Da rief man den Heiden in die Moschee; der Thürhüter öffnete ihm die Pforte, und der Heide ging hinein, der Priester aber mußte draußen vor der Thüre stehen bleiben. Alle die großen Leute hielten nun im Innern der Moschee ihre Gebete, und als sie hinaustraten, siehe! da stand der Priester vor der Pforte; sein Freund aber, der Heide, hatte mit den großen Leuten gebetet. Darauf gingen alle die großen Leute nach Hause, riefen den Heiden zu sich und gaben ihm ein wunderschönes Haus zum Wohnplatz, dem Priester aber wiesen sie nur ein kleines Plätzchen an. Beide blieben so in Mekka.

Nachdem ein Monat vergangen war, machte der Heide sich auf, ging zum Imam und sagte: „Ich wünsche heimzukehren." Da gab der Imam ihm ein silbernes Becken, eine scharlachene Mütze, einen silbernen Stab, einen Mantel, ein schönes Obergewand, Kost für die Reise und einen goldenen Teller, seine Kost davon zu essen. Bald darauf ging der Priester zum Imam und sprach: „Mein Vater, ich wünsche heimzukehren." Da der Imam das hörte, gab er ihm ein wenig Kost, ein Wasserbecken, einen Kupferkessel und einen eisernen Stab; damit mußte der Priester abziehen. Bald darauf machte ein Jeder sich mit den erhaltenen Geschenken auf den Heimweg. Nach einer Reise von zwei Monaten kamen sie zu Hause an.

Ein Monat war etwa seit ihrer Rückkehr verflossen,

da ward der Prieſter eines Morgens vom Fieber befallen; ebenſo ging es dem Heiden zwiſchen Morgen und Mittag desſelben Tages. Am folgenden Tage in der Frühe ſtarb der Prieſter, nachdem er zuvor ſeine Gebete geſprochen, und zwiſchen Morgen und Mittag des nämlichen Tages ſtarb auch der Heide. Darüber erſtaunten die Leute in der Stadt und ſprachen unter einander: „Wie wunderlich! Der Prieſter und ſein Freund, der Heide, die mit einander nach Mekka gegangen waren, ſtarben beide einen Monat nach ihrer Rückkehr!“

Der Imam des Ortes aber gebot den Leuten, die Leichen zuzurüſten und an demſelben Platze, nicht fern von einander, zu begraben. Da machten die Leute ſich daran, die Leichen zu waſchen und zu bekleiden, dann banden ſie dieſelben in grobe Matten ein und legten ſie auf dem Kirchhofe nieder; darauf maßen ſie den Grund ab, griffen nach ihren Spaten und begannen das Grab des Heiden zu machen. Sie waren bald damit fertig, denn ſie fanden weichen Sand mit feuchtem Untergrunde. Dann begannen ſie des Prieſters Grab zu machen; ſie hatten indeſſen kaum einen Fuß tief gegraben, da ſtießen ſie auf Felſen, ſo daß ſie nicht weiter graben konnten; ſie verſuchten es an einer andern Stelle, aber ohne beſſeren Erfolg. Da gebot der Imam: „Grabt nun noch an einer dritten Stelle, ſoweit Ihr kommt; dann legt des Prieſters Leiche hinein und bedeckt ſie!“ Da verſuchten es die Leute noch einmal anderswo; als ſie etwa knietief gegraben hatten, ſtießen ſie wieder auf felſigten Untergrund — da legten ſie den todten Prieſter hinein, ſie konnten ihn indeſſen nicht vollſtändig bedecken; dann begruben ſie den Heiden: in deſſen Grabe war ſchöner, weißer Boden mit feuchtem Untergrunde.

Als die Leute nun auf die beiden Gräber zurückſchauten,

ehe ſie den Kirchhof verließen, da ragte die Leiche des Prieſters zur Hälfte aus dem Grabe hervor; aus des Heiden Grabe aber kam Waſſer hervor und überfluthete dasſelbe. Da kehrten Alle heim.

Dort ſprach der Imam zu ihnen: „Seht! Dieſen Heiden hat Gott für den Himmel, den Prieſter aber für das hölliſche Feuer erkoren. Denn der Herr, der die Kleinen und die Großen, die Schwarzen und die Rothen erſchaffen hat, ſieht auf's Herz; wer ein reines, weißes Herz hat, der kommt in den Himmel; weß Herz aber ſchwarz iſt, dem hilft es nicht, ob er auch alle Bücher der Welt durchgeleſen hätte — er kommt doch in's Feuer. Vor Gott gilt kein Unterſchied zwiſchen Sklaven und freien Männern, zwiſchen Heiden und Gläubigen. Auch die Prieſter kommen nicht in den Himmel, wenn ihre Herzen ſchwarz ſind."

In der zukünftigen Welt gibt es ſieben Feuer und acht Himmel: die ſieben Feuer aber ſind für die Prieſter beſtimmt, die alle Bücher durchforſchen, und den rechten Weg daraus erſehen, wenn ſie dennoch, obgleich ſie den rechten Weg kennen, ſich davon abwenden und Unrecht thun.

Berichtigungen:

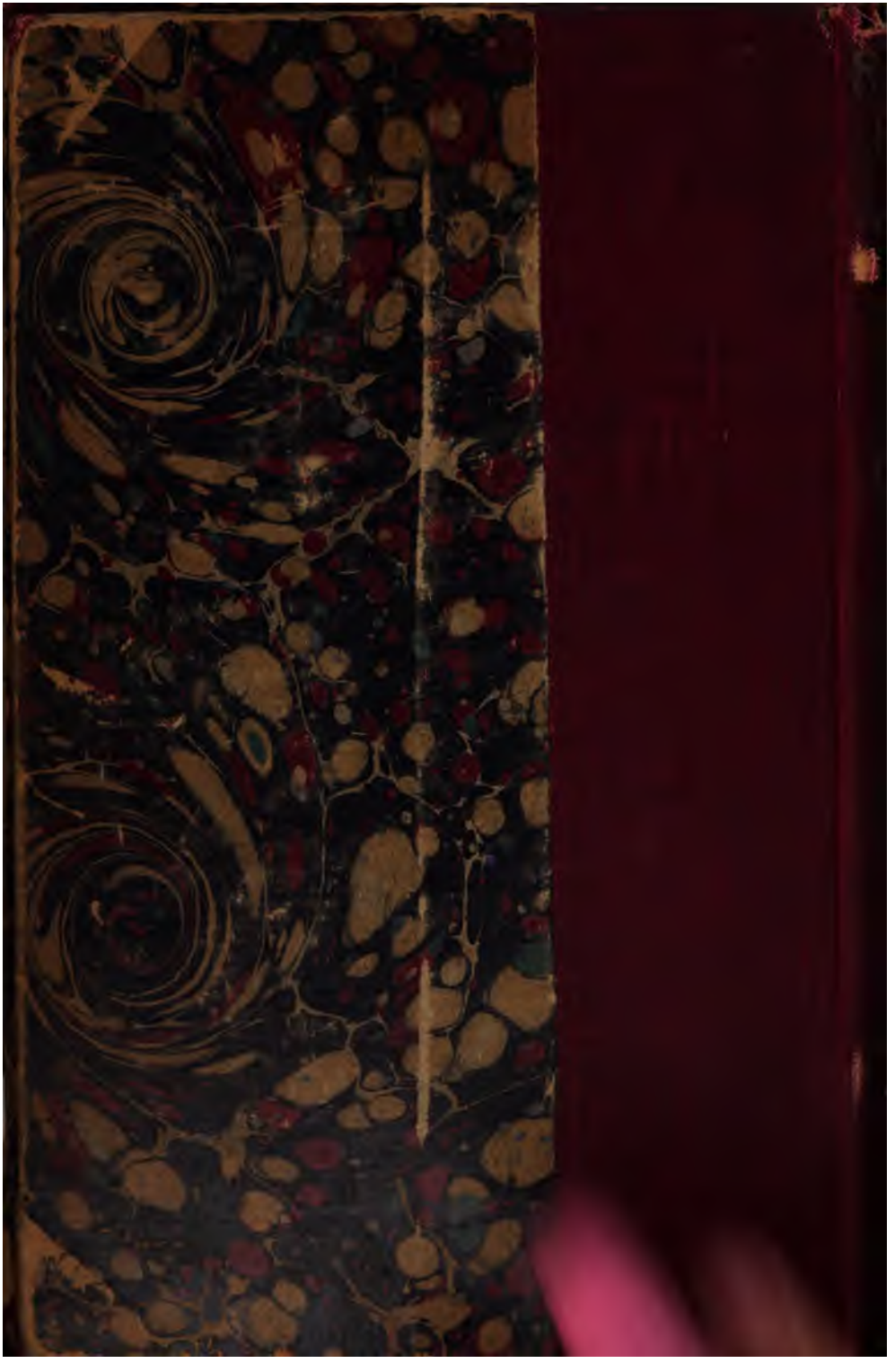
Seite 81, Z. 5 von unten lies: Bullom statt Bullan.
Seite 165, Z. 3 von oben lies: Freiern statt Frauen.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

JUL 17 1916

JUL 17 1916

form 410